Erna

oder

„Ich habe gelebt und geliebet."

Ein Seelengemälde

von

T. S. Braun.

Zweiter Band.

Leipzig,
Fr. Wilh. Grunow.
1872.

Erstes Kapitel.

Gewisse Naturen besitzen vom Anfang der Entwickelung ihres geistigen Bewußtseins an den Blick für den Zusammenhang der Dinge, gewinnen leicht die Würdigung des Allgemeinen und ordnen diesem Begriff sich gleichsam instinctiv unter.

Anderen hingegen ist er durch Nichts, nicht durch Belehrung, nicht durch die Erfahrungen des Lebens beizubringen.

Unter einer Anzahl von Kindern fordert das eine nicht Kuchen von der Mutter, weil so viel nicht da ist, daß alle bekommen können; das andere ruft verlangend: nur mir, nur mir, ich esse ihn so gern.

Derartige kindliche Aeußerungen sind nicht nur momentane Artigkeit oder Unart, sie sind tiefere Charakteranzeichen und verdienen die aufmerksamste Beachtung.

Was Eltern gegen eine starke Anlage zum Egoismus bei ihren Kindern zu thun vermögen, das sollen sie vor Allem nicht unterlassen.

Ein stark ausgeprägter Egoismus ist eine unheilvolle Mitgabe ins Leben. Er läßt reine, edle Beweggründe der Handlungen nicht zu, er hindert die Hingabe an das Gesammtwohl, er isolirt, die Mitmenschen, ankältend, er treibt zu Lieblosigkeit und Feindseligkeiten an, indem er seine Zwecke auch auf Kosten Anderer zu erreichen suchen wird.

In der Nähe so gearteter Menschen lebende, mit ihnen verbundene *selbstlose* Naturen werden in solcher Verbindung überall in ihren Interessen verkürzt werden. Die Egoisten sind die gefährlichsten Menschen. Sie achten den Anspruch des Anderen für nichts, sobald er ihnen nach irgend einer Richtung hin im Wege steht.

Egoismus gilt ihnen Klugheit, Selbstlosigkeit — Thorheit, Einfalt. Ohne Bedenken beuten sie selbstlose Hingebung für sich aus und fühlen nicht die Verpflichtung, sie gegen sich selbst in Schutz zu nehmen.

Das ungefähr waren Theresa's Gedanken am Tage nach der Abreise ihrer Töchter mit Tante Gretchen.

Erna, ihre süße hingebende Erna, wie würde sie unter dem Egoismus Silvia's zu leiden haben, dort, wo sie beide so ganz auf sich gestellt sein würden.

Silvia war klug genug im Beisein Anderer selten herb und verletzend zur Schwester zu sein, so daß selbst

Tante Gretchen während ihres vierzehntägigen Aufenthalts im Werder'schen Hause wohl eine Ahnung von Silvia's Launenhaftigkeit und unliebenswürdigem Wesen, aber nimmermehr von der ganzen herzlosen Unfreundlichkeit gegen Erna eine Ueberzeugung gewonnen hatte, und Erna's gutem und reinem Gemüth lag nichts ferner, als die Schwester anzuklagen, die sie noch mehr bedauerte als tadelte. „Sie ist doch ein recht armes Mädchen mit ihrer ewigen Verstimmung und Bitterkeit," dachte Erna in den schmerzlichsten Momenten, und da hatte das Mitleid die Kränkung schon besiegt und sie war sofort geneigt, ihr jetzt erst recht irgend eine ersichtliche Liebe zu erweisen, eine Freude zu bereiten, wie man dem kranken Kinde auch wohl sein Unrecht vergiebt und es mit Liebe und Freude zu heilen sucht.

Und das nahm der schweren Lebensaufgabe Ernas, mit dieser Schwester ihre Jugend theilen zu müssen, den herbsten Stachel, das ließ sie endlos liebevoll und sanft nachgiebig sein, trotz aller Zurückweisung und Kälte, trotz der mehr und mehr schwindenden Hoffnung, daß es jemals besser werden könne. „Vielleicht," sagte auch sie sich, „vielleicht, daß es der „Liebe" aufbehalten bleibt, die glückliche Wandlung hervorzurufen, die uns herbeizuführen nicht gelungen ist, jener Liebe, die von den Dichtern als wunderthätige Kraft, als Quell der höchsten Freuden so hoch gefeiert wird, als die höchste Blüthe des Menschendaseins. Und wenn sie mehr sein soll, als die zu

„Vater und Mutter" im Herzen des Kindes, die es „verläßt, dem Manne anzuhangen", dann freilich muß ihr eine wunderbare Kraft innewohnen, von welcher nur der Betroffene eine richtige Vorstellung haben kann.

Größer als die zu Vater und Mutter — wer hat das Maaß, sie zu messen? Eine andere Liebe mag es sein — so denk' ich mir, und jede Liebe ist ganz und groß für sich."

Sie zog die kleine Kapsel an dem feinen Goldkettchen aus dem Busen, die sie stets trug und öffnete sie. Die Bildnisse ihres verstorbenen Vaters und ihrer Mutter traten ihr daraus entgegen. Sie betrachtete sie lange und innig, küßte sie und barg die geschlossene Kapsel wieder an der alten Stelle.

Nach solchen Gedanken ging sie jedesmal frischer und muthiger an die Erfüllung ihrer Aufgabe, mit der Stiefschwester in Frieden und Einigkeit zu leben. Sie wußte, es gehörte zur Beruhigung und zum Glücke der Mutter, welche der Schmerz, Erna's heiteres Dasein durch ihre zweite Verheirathung getrübt und gestört zu sehn, schwer bedrückte. Sie mußte heiter und zuversichtlich bleiben um ihretwillen.

Das Mutterauge ist schwer zu täuschen und Theresa erkannte deutlich die Kraft, welche dem theueren Kinde aus der Liebe zu ihr erwuchs. Stolz und Freude erfüllten ihr mütterliches Herz mitten in ihrer Betrübniß darüber, daß sich das Glück des Jugend-

geliebten nicht besser und schöner mit dem ihres geliebten Kindes hatte in Einklang bringen lassen.

Am Tage der Abreise, nachdem Hippolyt in der besten Laune auf das Gericht gegangen, stand Therese in tiefem Sinnen vor dem Bilde ihres ersten Gatten, das in dem Zimmer Ernas seinen Platz gefunden. „Paul, Paul, vergieb mir was ich gethan," flüsterte sie unter heißen Thränen, „ich glaubte recht zu handeln und war deiner Billigung gewiß. Ich traute meiner Kraft zu viel zu, das Glück, die Zufriedenheit Hypolits, der Lohn meines Strebens, sie sind theuer erkauft mit dem Glück dieses engelhaften Kindes, das ich nicht gefährdet glauben konnte durch meinen Schritt. Sieh unser Ringen, Paul, und zürne mir nicht. Mit Stolz und Freuden darf Dein Auge auf dem geliebten Kinde ruhen, das so Schweres mit Freudigkeit duldet, so lieblich und schön erträgt.

Du, Paul, hattest mit Deiner treuen, selbstlosen Liebe mich verwöhnt, zu viel Zutrauen mich in mich selbst zu setzen gelehrt. Die Binde der Eitelkeit ist von meinen Augen gefallen, jetzt seh' ich klar, ich bin ein schwaches, schwaches Weib. Möge Gott mir eine Hülfe senden von Außen, mögen die Umstände uns einmal hierin günstig sein, möge ein Glück für Silvia vom Himmel fallen, das mein theures Kind befreit, so lange es noch Zeit ist. Mir bangt vor der Zukunft unendlich."

Als Hippolyt am Mittag nach Hause kam, trat sie ihm mit der gewohnten sanften Heiterkeit entgegen,

die er so sehr an ihr liebte, daß er verstimmt war, so wie sie einmal ernster und nachdenklicher erschien, als gewöhnlich.

Um seinen Fragen zu entgehen, deren wahrheitsgemäße Beantwortung das ganze künstliche Netz von Liebesrücksichten zerrissen haben würde, welches sie, um sein Glücksbewußtsein zu hüten, um ihn gesponnen, bannte sie in seiner Nähe so viel als möglich die Unruhe ihres Herzens und gab sich ihm ganz hin, schloß sich eng an sein Denken und Thun an und machte sich ihm so immer unentbehrlicher.

Es war ihm nicht wohl, wenn sie nur aus dem Zimmer ging. „Du kommst doch gleich wieder?" rief er ihr nach, und wurde sie aufgehalten und blieb länger draußen als sie gewollt, so fand sie ihn verstimmt und mußte ausführliche Rechenschaft geben, was sie in diesem Augenblicke ihm vorgezogen.?

Er hatte ihr eben eine Stelle aus dem Buche vorlesen wollen, mit welchem er sich grade beschäftigte, oder ihr einen Brief dictiren, oder er lag „hülflos der Langenweile und der Sehnsucht nach dem Licht seines Lebens hingegeben" auf dem Sopha, um Kopf und Augen zu schonen und paßte voll Ungeduld auf das „Wiedererscheinen seiner Sonne."

Heut leuchtete sein Auge und strahlte Glück und Heiterkeit, als er nach Hause kam. Er schloß Theresa feurig in seine Arme und sagte: „Nun bist Du einmal ganz mein, Niemand kann Dich mir streitig machen. Du hast für nichts zu sorgen, als für mich."

„Hat es denn sonst so sehr gefehlt?“ lächelte sie mit sanftem Vorwurf.

„Gefehlt! Niemals Theresa. Du hast stets mehr geleistet als andere Frauen ihren Männern je geleistet haben; aber ich möchte Dich, Deine Nähe, Deine Gedanken, Deine Empfindungen mit Keinem theilen, wenn ich auch weiß, das beste Theil ist mein. Hab' ich denn sonst das Recht dazu? Muß ich den Kindern ihr Theil nicht auch gönnen? Und folterten mich nicht Vorwürfe, wenn ichs nicht that? Jetzt aber bist Du mein allein und wehe Dem, der Ansprüche an Dich erheben will.“

Er schellte und sagte zu dem eintretenden Diener: „Wenn irgend ein Besuch kommt, wir sind beide nicht zu Hause. Und,“ wandte er sich zu Theresa, nachdem der Diener das Zimmer wieder verlassen, „es wird keine Einladung angenommen, die nächsten zwei, drei Wochen will ich mir gehören.“

„Deinen täglichen Spaziergang aber wirst Du fortsetzen, nicht wahr?“ fragte Theresa. „Der gehört zu sehr zu Deiner Gesundheit. Wir können auch auf die Landstraße gehen, es braucht nicht die Promenade zu sein.“

„Ich glaube, Du bist etwas pedantisch darin,“ entgegnete er. „Ich bin jetzt ganz gesund. Man muß auch nicht der Sclave ärztlicher Vorschriften sein. Es wird sich finden, heut jedenfalls bleibe ich zu Hause. Ich bin etwas angestrengt.“

„Wir essen bald", theilte Theresa die Zeit ein, „dann legst Du Dich nieder und ruhst und schlummerst bei meinem Vorlesen. Dann bist Du wieder frisch und nach dem Kaffee, da Du Dich heut von Geschäften frei gemacht hast, kommt vielleicht doch noch der erfrischende Spaziergang, der untergehenden Sonne entgegen, das ist so schön und gesund. Ich bin wohl recht hartnäckig? Du schläfst aber dann besser und von festen Lebensregeln muß man nicht abweichen. Der Arzt sagte: Will er gesund bleiben, so muß er zwei Stunden täglich gehen. Bleibe mir zu Liebe gesund, Hippolyt."

„Du bist ein Kind, Theresa," entgegnete er, „laß mir doch einmal meinen Willen, nichts vorzunehmen, als was der Augenblick mir eingiebt. Die Befriedigung dieses Bedürfnisses bekommt mir heut sicher besser, als der schönste Spaziergang. Ich befinde mich in einem eigenen Wechsel der Empfindungen, von der Höhe süßen Wohlbehagens zu dem Gefühl der Ermüdung übergehend. Ruhe, an Deiner Seite Theresa, nach dieser geht mein einziges Verlangen."

„Du bist doch nicht krank?" fragte Theresa besorgt, und legte ihre Hand an seine Stirn. „Nein, nein," lächelte sie ihm beruhigend zu, da er selbst ein besorgtes Gesicht nach ihrer Bemerkung machte. „Dein Kopf ist kühl, Ruhe sollst Du haben. Jetzt komm und laß Dir's schmecken. Du wolltest eine besondere Feier für das heutige Mahl, den Beginn unserer neuen Flitterwochen, wie Du die Zeit unseres Allein-

seins getauft, darauf magst Du den festlich erhöhten Luxus unserer heutigen Tafel beziehen."

„Vortrefflich," entgegnete Hippolyt sich zu Tische setzend, „um so mehr, als mein Appetit seit einiger Zeit der Anreizung bedarf."

„Das unregelmäßige Gesellschaftsleben hat es verschuldet," beruhigte Theresa aufs Neue, „die einfache Regelmäßigkeit unseres jetzigen gleicht es rasch wieder aus."

Hippolyt aß wenig, so lockend der delicate Wildbraten und der wohlgerathene Pudding auch sein mochten.

„Ich glaube, ich halte mich ein paar Tage ganz diät," sagte er kopfschüttelnd seine ungenossenen Lieblingsspeisen betrachtend.

„Das wird das Beste sein," stimmte Theresa ein, „wenn nicht vielleicht der Arzt mit einem anregenden Tränkchen noch rascher die Störung beseitigt."

„Komm' mir nur nicht mit dem Arzte, Kind," wehrte er, „ich bin gesund und Ruhe und Diät sind das Einzige, was mir Noth thut. So," bewies er dadurch, daß er sich in seinem Zimmer auf das Sopha streckte und sie auf den Lehnstuhl zu seinen Häupten niederzog, „jetzt lies und kein König und Kaiser, ja ich behaupte kühn kein Gott hat sich je in einer behaglicheren und glücklicheren Position befunden, als ich in diesem Augenblick. Lege die Hand auf meine Augen Theresa, daß ich Dich fühle und lies, daß ich Deine Stimme höre."

So saß sie und bei dem sanften Klange ihrer Stimme entschlummerte er und sie las leiser und verstummte allgemach, als seine Athemzüge festen Schlaf verriethen, die Hand aber wagte sie erst von seinen Augen zu nehmen, als er im Schlaf sich zur Seite wendete.

Er schlief lange und fest und es wollte sie bedünken, nicht so ruhig als sonst. In stillem Nachdenken blieb sie an seiner Seite, um jede Störung abzuwehren. Sie stützte den Kopf in die Hand, die Augen auf das Antlitz des schlafenden Gatten geheftet und in seinen Mienen forschend. Als er die Augen aufschlug, blickte er in das liebevoll ihm zugeneigte Angesicht der Geliebten. Stumm ergriff er ihre Hand und drückte sie an seine Lippen. Dann erhob er sich. „Das hat gut gethan", sprach er die Glieder dehnend, „nun Kaffee und Cigarren, das belebt nach der Ruh. Dann müssen mir einige Briefe von der Seele geschafft werden, Du läßt Dir sie wohl dictiren.?"

So kam der Abend heran. Theresa hatte den Spaziergang nicht mehr in Anregung gebracht. Sie war besorgt, daß ein wirkliches Unwohlsein vorhanden und das Wetter war regnerisch und windig.

Hippolyt's Geschäftsthätigkeit in seiner neuen Stellung war eine angestrengtere als früher. Oft kam er, nach kurzen Erholungsstunden am Mittag, erst Abends nach Haus und hatte wohl gar, wenn er den Abend in Gesellschaft verbracht, noch hier und

da eine Nachtstunde geopfert, um nach Hause genommene Arbeit zu erledigen. Er hatte keine Hülfsarbeiter beanspruchen wollen, hoffte auf das schnellere Genesen erkrankter Mitglieder, die aber, älter als er, den ziemlich hoffnungslosen Kampf mit den Schwächen des Alters kämpften und noch nicht den Zeitpunkt ihrer Dienstzeit erreicht hatten, welcher ihnen die hohe Pension sicherte.

Bis dahin mußte lavirt werden, den Anspruch hatte ihre treue, mühevolle Thätigkeit, und Hippolyt war der letzte, der ihnen das erschwert hätte. Er belud sich vielmehr selbst mit ihrer theilweisen Vertretung und genoß dafür ihren Dank und ihre Verehrung, schädigte aber seine eigene Gesundheit durch zu angestrengte Thätigkeit am Actentisch, die die Nerven angreift und herabstimmt.

„Karlsbad wird Ihnen gut thun“ hatte der Arzt gesagt und der Besuch dieses Weltbades war für die Gerichtsferien im Sommer in Aussicht genommen. Bis dahin mußten die zweistündigen Promenaden ausreichen.

„Wenn sie nur auch wirklich ausreichen,“ dachte Theresa jetzt und fühlte eine Beruhigung in der Abwesenheit der Mädchen, wodurch Hippolyt's Verlangen nach vollster Ruhe die beste Befriedigung fand.

Wohl wußte sie, daß sie auf Erna zählen konnte, wenn es hieß, ein still zurückgezogenes Leben sei jetzt Bedingung für die Gesundheit des Vaters. Erna würde es tadelnswerth und unnatürlich gefunden haben, dann

noch an ihr Vergnügen zu denken; Silvia aber würde sich nicht so liebevoll eingefügt haben und ihre Unliebenswürdigkeit, wenn ihr die, ihr sichtlich angenehm gewordenen Zerstreuungen versagt geblieben wären, würde in dieser Lage wieder sehr gewachsen sein, worunter Erna noch mehr als gewöhnlich zu leiden gehabt hätte. So fühlte auch sie sich durch die Entfernung der Töchter eine momentane Last abgenommen. „Mein gutes Kind muß immer mit darunter leiden," sagte sie sich, „sie ist unschuldig an der schiefen Stellung, in welche sie hier geräth."

Hippolyt war nicht gesund und nicht krank, das ging so hin bis er sich nach einigen Wochen wirklich krank fühlte. Daß er sich das endlich eingestehen mußte, verstimmte ihn seiner amtlichen Verhältnisse wegen aufs Aeußerste. Er war reizbar, heftig, ungeduldig und endlich fieberte er und der Arzt gebot ein Zurückziehen von allen Geschäften und die absoluteste Ruhe.

Theresa hatte in ihrer Sorge um seine Gesundheit noch zu leiden unter seiner Verstimmung und Erregtheit. Der Arzt tröstete, ein kleines Fieber werde die Nerven wieder in Ordnung bringen, allein davon zeigte sich nichts, das Fieber war nicht heftig, aber gleichmäßig anhaltend und der ganze Zustand blieb auf dem alten Fleck.

In seiner krankhaften Erregung bestand er mit Eigensinn darauf, daß die Mädchen von seinem Unwohlsein nichts erfahren sollten. „Ich will sie um

keinen Preis zu Hause haben, Du bist dann getheilt und ich bedarf Deiner jetzt ausschließlich. Läge ich hier ohne Deine Nähe, Deine Unterhaltung, meinem Groll über die Krankheitsfessel zur Beute, so würde sich mein Zustand sofort noch verschlimmern. Da sie aber nicht nach Hause kommen sollen, so wirst Du einsehen, daß es eine Grausamkeit wäre, ihnen von meiner Krankheit zu reden. Ihre Heiterkeit, ihr Lebensgenuß wäre ohne Nutzen gestört oder sie hätten das beschämende Bewußtsein, daß sie an Vergnügungen Theil nähmen, während die Mutter am Krankenbette des Vaters sitzt."

„Es ist aber gegen mein Gefühl," entgegnete Theresa.

„Ich will es indeß so, Theresa," sagte er, „und wenn Du mich nicht kränken willst, so thue nach meinem Wunsche. Es ist mir auch um Silvia's willen werth, sie noch dort zu wissen. Sie zerstreut sich und lernt auch wohl an fremden Zuständen die eigenen besser würdigen. Die Mädchen sind bei Tante Gretchen ja gut aufgehoben und fühlen sich dort wohl. Lies mir doch ihre heut eingegangenen Briefe vor. Ich habe sie noch nicht gelesen."

Theresa zog die Briefe aus der Tasche ihres Kleides entfaltete sie und las:

„Liebe Eltern!"

„Ach so, das ist Silvia's Brief," warf Hippolyt ein.

„Wir haben seit meinem letzten Briefe an Euch wieder Vieles mitgemacht. Einige Gesellschaften, einen

glänzenden Ball leb dem Compagnon des Herrn Thelemann, der noch ziemlich jung ist und eine junge Frau hat. In Lebenslust und Wohlgefallen an reger Geselligkeit ersetzen sie, was ihnen an feiner Eleganz und interessanter Bedeutung abgeht. Es ist ein sogenanntes gemüthliches Haus, in dem fortwährend Leute kommen und gehen, an jeder Mahlzeit Gäste Theil nehmen. Mir ist es zuweilen ganz gelegen übrige Stunden dort zuzubringen, z. B. während Erna's leidigen Uebens in Spiel und Gesang, das ich mir ja nicht anhören muß. Ich bin froh diesen Ausweg gefunden zu haben.

Auf dem Ball habe ich mich sehr gut unterhalten. Es war eine etwas gemischte Gesellschaft, Beamtenfamilien des Etablissements, junge Kaufleute und dergleichen, aber auch einige Grafen und Offiziere —"

Hippolyt machte eine ungeduldige Pantomime, „und diese grade," las Therese weiter, „waren vorzugsweise meine Tänzer und sorgten den Abend über für meine Unterhaltung. Ich trug ein Kleid von weißem Seidenflor über rosa Seide und Rosen im Haar. Schneider und Friseur hatten ihre Sache gut gemacht, die Toilette wurde für die aparteste und reizendste erklärt und ganz besonders war Graf Seebeck sichtlich davon entzückt. Er hatte nämlich gar nicht die Absicht Artigkeiten zu sagen, es entschlüpfte ihm nur so unwillkührlich und es war spaßhaft, wie er dann sich herauszuwinden suchte, als habe er ganz etwas Anderes sagen wollen."

„Halt", rief Hippolyt hier dazwischen. „Meines Wissens giebt es jetzt nur zwei Brüder dieses alten Namens, von denen der eine eine angesehene und geschätzte Persönlichkeit ist und der andere ein Taugenichts. Frage doch gelegentlich in Deinen Briefen an, was sie von dem Herrn sonst wissen. Ich erinnere mich nicht mehr genau, wie die Gerüchte lauteten, die ich vor Jahren vernommen. Lies nun weiter, bitte."

„Es ist nicht mehr viel," bemerkte Theresa nur: „Erna wird ja von sich schreiben und auch wohl von Tante Gretchen und ihrem Manne, deshalb kann ich für heut schließen. Mit dem Wunsche, daß Ihr Euch recht wohl befinden möget Eure Silvia."

Hippolyt sprach nicht, als Theresa den Brief zusammenfaltete. In dem Gefühl, daß er die Gemüthsleere, den total auf das Aeußere gerichteten Sinn der Tochter mißfällig empfinde, hielt sie ihr Zartgefühl ab, sogleich den Brief Erna's darauf folgen zu lassen, der in seiner einfachen Natürlichkeit doch wieder ein treues Spiegelbild ihres reichen Innern war. Darum ...hob sie sich und ging hinaus. Als sie nach einiger ... wiederkehrte, lag Hippolyt anscheinend im Halb...mmer. Sie setzte sich still mit einer Handarbeit beschäftigt zu ihm, bis er nach einiger Zeit, lebhaft, wie man aus halbem Fiebertraum zuweilen auffährt, mahnte: „Nun? und Erna's Brief?"

„Er regt Dich jetzt auf," entgegnete sie, „schlummere erst ein wenig."

„Steht etwas Unangenehmes darin?“ fragte er erregt, „willst Du mir etwas verheimlichen?“

„Wie kannst Du denken,“ sprach Theresa und reichte ihm den Brief, „willst Du nicht selbst lesen?“

„Nein, lies mir vor,“ sagte er, „mein Kopf und meine Augen sind müde,“ und Theresa begann:

„Meine liebe theure Mama!

Es ist nichts mit dem tagebuchähnlichen Schreiben, wie der liebe Papa, den ich herzlich grüße, es gewollt. Er soll mir's vergeben, daß ich gegen sein Gebot handle, denn es macht mir kein Vergnügen es zu thun. Der Tag ist meist zu kurz, so viel wird in ihn hineingedrängt. Das Gute ist nur, daß wir hier wirklich viel Schönes und Gutes kennen lernen in Museen, Sammlungen, Ausstellungen, Concerten, Opern, Schauspiel 2c. Ich bin nach solchen Genüssen so erfüllt von dem Gesehenen und Gehörten, lebe noch eine Weile ganz im Geiste damit fort, daß es mich mehr Zeit kostet, als die ich dort zugebracht habe. Die Eindrücke machen in mir nicht gar rasch wieder Anderem Platz. Dazu die eigenen Stunden. Ach Mütterchen, ich glaube ich mache tüchtige Fortschritte unter der meisterhaften Leitung, deren ich mich hier erfreue. Ich muß fleißig sein, sie machen große Ansprüche an mich und es that mir oft leid um Silvia, die solche Uebungsstunden, die freilich nicht sehr angenehm mit anzuhören sind, nicht liebt, aber Tante Gretchen ist so gut, sich ihrer während des besonders anzunehmen, oder sie macht Besuche. Demnach ist sie noch bekannter

als ich geworden und es scheint ihr recht gut zu gefallen. Mir wohl auch und die Stunden fesseln mich sehr, ich singe so sehr sehr gern und spiele auch so mit Lust und aus innerem Drange. Es ist ein hübscher halbverschleierter und doch so aufrichtiger Herzenserguß zu spielen und zu singen. Nur die Eingeweihten verstehen die Sprache, für die anderen sind es eben Töne — Töne — Töne und nichts mehr.

Getanzt haben wir auch in diesen Tagen, es war auf einem Balle bei dem Compagnon Onkel Thelemann's. Silvia sah entzückend aus, wie eine Märchenprinzeß und es gefiel ihr eben so gut, als sie gefiel. Besonders dem einen Herren, einem schönen interessant aussehenden Grafen, wie ich glaube, schien sie den Kopf etwas verdreht zu haben, denn er verließ sie fast den ganzen Abend nicht mehr.

Ich wurde zeitig müde, es wurde so furchtbar viel und schnell getanzt und gegessen und getrunken — Tante Gretchen erlaubte mir etwas früher nach Hause zu gehen und der gute Onkel brachte mich selbst hinüber, es ist nur über den Weg. Mir war sehr wohl als ich gleich darauf still in meinem Bettchen lag und den sanften Schlaf kommen fühlte.

Herzensmama, es ist mir doch manchmal recht bange nach Dir, dem guten Papa und meinem lieben Zimmer daheim und ich freue mich schon auf den Augenblick des Wiedersehens, wenn Du uns in Deinem letzten Briefe auch schreibst, wir sollten, da es Silvia so wohl in ihrer jetzigen Situation gefällt

und um meiner Musikstudien willen, den Aufenthalt nicht abkürzen. Wir werden ihn nicht abkürzen, aber die Freude auf das Wiedersehen wird kräftiges Wachsthum haben bis dahin. Wüßte ich nur, wie Dir die einsame Zeit vergeht, während Papa's Amtsstunden. Da ist Dir doch bange nach uns? Nicht?

Tante Gretchen ist unbeschreiblich gut zu uns und Onkel Thelemann desgleichen. Sie werden nicht müde uns mit allem Sehens- und Hörenswerthen bekannt zu machen. „Das müßt ihr gesehn haben," heißt es immer wieder, und wenn ich schüchtern bin im Annehmen, behaupten sie so liebevoll, es mache ihnen das größte Vergnügen uns Alles zeigen zu können und von dem frischen Leben zu profitiren, welches sich um die liebe Jugend sogleich gruppire. Tante will Dir nächstens auch selbst schreiben und grüßt Dich nur heut recht schön. Und ich, Mama, ich küsse Dich und ich küsse den Papa und bin von ganzem Herzen und ganzem Gemüth Eure Tochter Erna."

Theresa steckte die Briefe wieder zu sich und unterbrach das Schweigen nicht, welches Hyppolit, nachdem sie geendet, beobachtete. Um ihn aber auf andere Gedanken zu bringen, erinnerte sie nach einiger Zeit, daß es Zeit sei etwas Suppe zu genießen und schellte danach.

Während der Diener im Zimmer mit dem Serviren derselben beschäftigt war, trat sie in das Nebenzimmer, wo auf ihrem Schreibtisch zwei verschlossene Mappen mit den photographischen Bildnissen ihrer

Töchter lagen, nahm die kleinen Schlüssel von der Schnur, welche sie am Halse trug und öffnete sie, den neuesten Brief einer jeden den bereits vorhandenen hinzufügend.

Als sie die Mappen wieder verschlossen hatte, legte sie die Hand erst auf die eine und dann auf die andere, indem ihre Lippen leise murmelten: „Nacht — und Tag" und kehrte langsam zu dem kranken Gatten zurück.

Hippolyt's Reizbarkeit und Verstimmung mehrte sich mit der Dauer seines kranken Zustandes. Theresa ließ Aerzte aus der nahen Hauptstadt kommen, diese vertrösteten auf die bessere Jahreszeit und riethen dann zu einem Landaufenthalt und einer Molkenkur. Schonung und Pflege sei jetzt das Einzige, was zu thun sei. Vor Allem aber warnten sie vor Gemüthsbewegung und Aufregung jeder Art. „Wir halten so am besten den Ausbruch eines Zustandes nieder, welchen zu besiegen uns das Frühjahr sehr erleichtern wird," sagten sie zu Theresa, deren Sorge täglich wuchs und durch diese Aeußerungen nicht beschwichtigt werden konnte.

Sie weihte ihm von früh bis spät die liebevollste Pflege und selbst des Nachts, wenn er schlaflos an Beängstigungen litt, nahm er es dankbar an, wenn sie sich von ihrem Lager erhob und ihm Gesellschaft leistete, ihm vorlesend oder mit ihm sprechend. Wie erschöpfend dieser seit vielen Wochen anhaltende Liebesdienst auch sein mochte, sie blieb unermüdlich darin.

Krankheit macht nur zu leicht egoistisch und selten behält der Kranke in seinen Leiden ein klares Gefühl davon, wie sehr die Angehörigen mitleiden und was für Mühen und Anstrengungen ihnen dadurch auferlegt werden.

Darum ist der liebenswürdig duldende Kranke ein so erhebend schönes Bild, das freudige Rührung in den Herzen der Angehörigen erweckt, das die Kräfte der Pfleger erhält und mitten in Sorgen und Bekümmerniß die Freude nicht ganz ersterben läßt. Ein freundliches Lächeln für geleistete Dienste, ein geduldiges Abwarten bei unverschuldet eintretender Zögerung wirken tausendmal belebender auf die hülfreichen Kräfte, als herrisches Fordern, ungeduldige Heftigkeit und lautes Klagen.

Wollten sich doch alle armen Kranken klar machen, daß sie ihren eigenen Zustand durch Ungeduld nur verschlimmern und ihren Pflegern den Muth und die Lust an ihrem Werke benehmen. Was ohne Muth und Lust aber geschieht, das ist Stückwerk, und nur besonders begnadigte Naturen werden unter dem mangelnden Einsehen und den unterbleibenden Rücksichten nicht matter werden im Vollbringen.

Theresa hatte längst gelernt in der Beruhigung ihres eigenen strengen Bewußtseins das Ziel zu finden, das sie leiten mußte. Sie beklagte Hippolyt, daß ihm die männliche Energie gebrach, gefaßter zu dulden und daß er oft von kindischer Ungeduld nach Gesundheit und Freiheit sich übermannen ließ, aber es

beirrte sie nicht in ihrer Hingebung an seine Pflege, in der Unermüdlichkeit ihrer Pflichterfüllung. Seine Krankheit sollte durchaus, nach dem Urtheil der Aerzte, nichts Bedenkliches haben, nur theils aus einer allgemeinen Herabstimmung, theils aus Ueberreizung der Nerven bestehen. Das Frühjahr sollte gewiß helfen und eine sorgfältig berechnete Lebensweise und Kur den entstandenen Schaden im Laufe des Sommers wieder ausgleichen. So war Geduld das einzige Mittel die schwere langsam dahinfließende Zeit zu überwinden.

Sagte sie ihm das in freundlich rathender Weise, so antwortete er mit einer Verurtheilung der Geduld als männliche Eigenschaft. „Die ist für Euch Weiber,“ sagte er. „Geduld bringt bei dem Manne den gefährlichsten Schaden hervor, macht ihn weibisch. Kräftig anfassen, zurechtrücken was nicht am geeigneten Platze ist, das ist die Aufgabe, welche wir an Stelle der Geduld des Weibes erhielten.“

„Wenn es hier nur so ginge,“ seufzte Theresa leise.

„Ja, da uns die Uebung in dieser passivsten aller menschlichen Eigenschaften gebricht, so lernt sich das freilich im Nothfalle dann nicht so schnell,“ erwiederte er, und fügte traurig lächelnd hinzu: „Aber Du ergänzest mich, mein Herz, Du hast alle Geduld für mich mit, die mir fehlt.“

„Hülfe es Dir nur,“ sagte sie, „die meinige sollte von Eisen sein.“

„Wo bist Du'" rief er ein andermal, „was thust Du dort hinter mir? Ich will Dich sehen."

„Hier bin ich," sagte sie herankommend. „Ich wollte eben an die Mädchen schreiben. Soll ihr Argwohn nicht erweckt werden, so muß es heut geschehen. Sie werden schon gestern meinen Brief erwartet haben."

„Dieses ewige Schreiben," sprach er verdrießlich; „wie oft schreibst Du denn?"

„Nur zweimal wöchentlich.. Das versprach ich und muß es halten. Es ist auch das Geringste, wodurch ich ihnen meinen mütterlichen Antheil an ihrem Ergehen und ihren Erlebnissen zollen kann. Ich habe auf ihre Mittheilungen ja auch Manches zu sagen."

„Hast Du wegen des Grafen Seebeck angefragt?" erinnerte Hippolyt.

„Schon vor längerer Zeit, doch ich habe noch keine Antwort erhalten. Vielleicht war es nicht möglich, Näheres zu erfahren."

„Es ist jedoch ganz nothwendig, und ich wünsche ganz bestimmt Auskunft zu erhalten."

„So möchte ich lieber an Gretchen deshalb schreiben," sagte Theresa sinnend.

„Das könnte wie Mißtrauen in ihre eigene Einsicht und Vorsorge aussehen," äußerte sich Hippolyt. „Schreibe nur Silvia, ich verlangte, daß sie mir Näheres über den in ihren Briefen immer wieder vorkommenden „Grafen" berichte. Sage ihr ganz

offen, ich sei mißtrauisch, weil ich von einem argen Schlingel gleichen Namens früher gehört."

„Du bist ja heut etwas kräftiger," sprach Theresa hierauf, „vielleicht schreibst Du das nachher selbst unter meinen Brief. Es ist gleich gewichtiger, wenn es der Vater thut."

„So schreibe, Du mein Quälgeist. Wenn Du fertig bist, wollen wir sehen wie mir ist. Aber mach' es kurz, mich quält es, Dich in Anspruch genommen zu wissen — setze Dich mir hier gegenüber, damit ich mir durch Deinen Anblick die Zeit vertreiben kann."

„Sprich nur zu mir, wenn Du willst," entgegnete sie, ihr Schreibgeräth zu ihm an den Tisch tragend, „ich lasse mich ganz gern unterbrechen. Das macht mich noch nicht ungeduldig," schloß sie lächelnd.

„Nun, was sinnst Du so lange?" fragte er, nachdem sie im Schreiben nachdenklich inne gehalten.

„Es ist nicht so leicht für ein aufrichtiges Gemüth, die Hauptsache zu verschweigen," sagte sie. „Soll ich ihre Ruhe dort nicht stören, so muß ich ja jedes Wort auf die Goldwage legen. Erna ist schon erstaunt über die Kürze meiner Briefe. „Sonst schriebst Du mir mehr," floß neulich in ihrem Briefe gelegentlich ein. Ich muß also noch etwas mehr erzählen. Am leichtesten ist es noch, wenn ich an das, was ihre Briefe mir erzählen anknüpfe."

Endlich war der Brief noch rasch genug zu stande gekommen und Hippolyt richtete sich in seinem Lehnstuhle auf, um einige Worte unter den Brief zu

schreiben, wie er schon zuweilen gethan, um den Gedanken an seine Krankheit in den Mädchen nicht aufkommen zu lassen.

Heut hob er im Briefe hervor, daß er noch ohne Antwort geblieben auf seine Frage wegen der Person des Grafen Seebeck. Er erwarte von Silvia im nächsten Briefe Auskunft hierüber, die überhaupt etwas ausführlichere Mittheilungen über ihr Thun und Lassen geben möge. Nicht das Aeußere allein genüge. Nachdem er noch „dankbarste Grüße" für Tante Gretchen und ihren Mann beigefügt, schloß er mit irgend einer väterlichen Neckerei und lehnte sich, erschöpft von der Anstrengung, zurück.

Theresa reichte die rasch couvertirten Briefe dem eintretenden Diener zur Besorgung und stand dann lange an Hippolyt's Seite, der den Kopf zurückgelehnt hielt, und strich ihm sanft und lange die heiße Stirn, wie er es so sehr liebte.

Sein Zustand nahm zu und ab und wurde nicht besser. Er hatte auf Drängen des Arztes einen längeren Urlaub nehmen müssen, denn der Schonung sei er noch lange bedürftig, sagte dieser und von Arbeiten wäre vor dem glücklichen Erfolge der verordneten Kuren nicht die Rede.

So sollte denn mit dem ersten Erwachen des Frühlings nach Reinsdorf übergesiedelt werden und dort in reiner Landluft, bei Molken und fleißigem Aufenthalt im Freien die Vorkur zu einer ernsteren Badekur stattfinden. Mit Sehnsucht harrte Theresa

dem Entschwinden des Winters entgegen, der so auf dem Befinden des Kranken lastete und ihr die Mädchen immer noch fern hielt.

Sobald sie und Hippolyt in Reinsdorf heimisch waren, sollten sie ihren Aufenthalt in der Residenz abbrechen und sich in Reinsdorf mit ihnen vereinigen.

Es drückte etwas wie eine unerklärte Sorge auf Theresa's Herz. War es, daß sie selbst unter dem beengenden Drucke des Verschweigenmüssens durch kargere briefliche Mittheilungen die Veranlassung gegeben, kurz, die Briefe der Mädchen wurden kürzer, unausführlicher, oberflächlicher.

An Silvia würde dies die Mutter nicht zu befremdlich befunden haben, sie hatte nie Innerliches mitzutheilen, aber auch selbst das äußerlich Erlebte wurde in immer kürzeren, inhaltloseren Notizen von ihr gegeben. Erna's Briefe aber hatten eine weit auffallendere Veränderung erlitten, sowohl an Ausführlichkeit, als auch im Ton, der sonst so frei und frisch aus dem Herzen quoll und immer Fröhliches und Gutes verkündete.

Jüngst hatte sie aus „Mangel an Zeit und Ruhe, nur einige Zeilen geschrieben, die einen eigen wehmüthig bedrückten Klang hatten und der Schluß war eine so rührend innige, demüthige Bitte gewesen, die theueren Eltern mögen ihr niemals ihre Liebe entziehen, daß Theresa das Nachdenken über die Veranlassung zu dieser ungewöhnlichen Stimmung nicht lassen konnte und immer wieder darauf zurückkam,

bis der nächste ausführlichere Brief anlangte, durch welchen aber, nach Theresa's Meinung, noch immer ein veränderter Hauch wehte.

Da kam eines Tages ein Brief Tante Gretchen's eben recht, der folgendermaßen lautete:

„Meine theuere Theresa!

Während ich an Dich schreibe wird mir plötzlich ganz klar, was ich unverstanden schon immer mit mir herumgetragen habe, seit die lieben Mädchen hier sind: Ich habe ein böses Gewissen gegen Dich. Aber es giebt Bösewichter, welche sich ihres bösen Gewissens auch bewußt sind und sich doch nicht bessern wollen. So einer bin ich.

Wenn ich und mein lieber Alter uns hier mit den lieben Kindern ergötzen, unsere zweisame Ernsthaftigkeit durch sie aufs Angenehmste belebt und angemuntert wird, da fühle ich meinen ganzen Egoismus Dir und Deinem lieben Manne gegenüber, denen ich diese anmuthige Erheiterung entziehe, um sie für mich in Anspruch zu nehmen.

Aber mein alter Otto ist ganz meiner Meinung, daß wir festhalten müssen was wir haben; denn sind sie uns einmal wieder entrückt, da vergeht natürlich gute Zeit, ehe wir sie wieder herbekommen, wenn es überhaupt jemals wieder geschieht.

Die Mädchen sind wahrscheinlich nicht berufen lange Zeiten frei und ledig alte Tanten zu besuchen. Mit ihrer Persönlichkeit und ihren Verhältnissen pflegt das rasch anders zu kommen. Ich sehe es wo ich

mich mit ihnen zeige, welche Anziehungskraft sie auf Alt und Jung, Männer und Frauen, vorzugsweise aber auf die junge Männerwelt ausüben.

Die lieben Dinger sind aber auch wirklich ein interessantes Pärchen, jede in ihrer Art und Weise ganz anders als die andere und jede appart und eigenthümlich und entzückend.

Erna's herzige Weise stiehlt einem sofort das Herz beim ersten Sehen. Aus der ganzen lichten Gestalt, dem sanften, dunklen Auge spricht die tiefe reine Kinderseele sogleich ganz herzbeweglich uns an und die nähere Bekanntschaft erhöht und befestigt diesen schönen Eindruck nur mehr und mehr. Hätte ich eine solche Tochter, ich hielte mich für die hochbegnadetste Mutter auf Erden. Wenn ichs in einem Buche geschildert läse, wie sie ist, so sagte ich, das ist ein Ideal, auf Erden findet sich das nicht; und da wandelt es leibhaftig um mich herum und sagt mir in tausend lieblichen kleinen Zügen und in der ganzen Einfachheit ihres still freudigen Wesens: ich bin, ich bin wirklich. —

Gott erhalte Dir das süße Kind!

Von Silvia war ich hingegen zu Anfang mehr frappirt als angezogen. Sie schien mir viel Herbes und Unlenksames zu besitzen, kein glückliches Temperament dazu. Ich fand sie nicht liebenswürdig zu Euch, besonders zu Erna nicht, konnte mich beim besten Willen nicht in sie verstehn und begriff gar nicht, wie Du sie immer gegen meine kleinen Stiche-

leien in Schutz nehmen konntest, wie Erna nicht die Geduld dieser launenhaften Schwester gegenüber riß und sie sie etwas abtrumpfte, wie sie es verdiente.

Jetzt habe ich eingesehen, daß es damals eine mir unbekannte Bewandtniß oder Veranlassung zu ihrer mißgestimmten Unliebenswürdigkeit gegeben haben muß, die auch die erste Zeit hier noch nicht ganz überwunden schien. Erna, die in ewig sich gleich=bleibender Weise rücksichtsvoll und herzlich zu der spröden Schwester war, schickte sich mit unbegreiflicher Langmuth in ihre Launen und Wünsche und hatte wirklich zu leiden davon, so daß ich ein paar Mal, ohne Blatt vor dem Munde, meine Meinung heraus=polterte, wovon Erna, die ich in Schutz nahm, viel=mehr erschreckt war, als Silvia, der es galt.

Aber jetzt hat sichs wunderbar geändert und Silvia zeigt nun auch, daß sie sich anschließen kann und rücksichtsvoll und wirklich liebenswürdig sein. Sie ist munterer als ich sie je gesehn und sieht mir und Otto Alles an den Augen ab. Auch gegen Erna läßt ihr Wesen jetzt nichts mehr zu wünschen übrig.

Ich weiß welche Freude Euch das machen wird und bin ganz stolz und glücklich, daß der Aufenthalt bei uns ihr so gut bekommt.

Wie es nun aber so geht, daß der Mensch um das was er nicht erreicht hat, sich eifrig bewirbt und so wie es ihm zufällt, es nicht mehr recht zu schätzen weiß, so ist meine, sich bisher so unermüdlich um Silvia's Freundlichkeit bewerbende kleine Erna stiller

und zurückgezogener gegen sie, seit Silvia's Benehmen zu ihr nichts mehr zu wünschen übrig läßt.

Manchmal dachte ich schon, wenn Erna mir still und gedankenvoll erschien, das Kind fange an am Heimweh zu leiden und examinirte sie deshalb; aber sie bat mich darauf etwas aufgeregt, ich solle nicht darauf achten, sie habe manchmal etwas Träumerisches und ich solle nicht zweifeln, daß sie mich sehr lieb habe und gern bei mir sei. Du habest freilich weniger geschrieben, als sie gehofft, aber sie ja auch.

Und dann ging sie auf ihre Musikstunden über und wie sie dankbar sei, daß ich ihr die Gelegenheit dazu gegeben, und sprach davon, wie gern Silvia noch lange hier bliebe.

Jetzt hören die Wintervergnügungen schon auf, Ostern ist vor der Thür. Erna freut sich auf die Oratorien, die sie hören wird.

Da muß freilich das närrische Mädchen, die Silvia, indeß anders untergebracht werden mit ihrer Musikscheu. Sie hat erklärt, daß sie keine Ostermusik hören wolle und es vorzöge, in der Zeit, welche ich mit Erna in Kirchen und Concerten zubringe, Bekannte zu besuchen. Nun, es hat so Jedes seine Art, warum soll man sie zwingen, Musik zu hören, die sie nicht versteht und die sie nicht mag.

Ich begriff deshalb Erna gar nicht, die von dieser Einrichtung durchaus nichts wissen wollte und mit heißen Bitten in die Schwester drang, sie zu begleiten.

Als diese das nicht wollte, erklärte Erna, da

bleibe sie auch davon, und als Silvia auch das durchaus nicht zugeben wollte, fiel Erna ihr mit Thränen um den Hals und bat einmal über das andere: „Laß mich bei Dir, Silvia, schicke mich nicht fort, ich muß, ich muß bei Dir bleiben.“

Nun wurde Silvia mal wieder ungeduldig und sagte, Erna sei hysterisch und Thränen wären hier garnicht am Platze, richteten überhaupt bei ihr nichts aus.

Da trocknete sie das holde Kind schnell und sah ganz beschämt und niedergeschlagen aus.

Es ist eben ein so reges und tiefes Innenleben in dem Kinde, welches doch so wenig Worte darüber hat, daß man nicht immer alles Unausgesprochene hinzudenken kann. —

Nun habe ich Dir recht vom Herzen weg über die lieben Mädchen geschrieben, ich dachte ich wäre Dir das schuldig, um so mehr, als ich sie gern noch recht recht lange behalten möchte. Dein ruhesüchtiger Mann, den ich bestens zu grüßen bitte, ist es gewiß zufrieden, wenn er Dich noch einige Zeit für sich allein hat, Du aber bist sicher viel ganz einsam, während er in seinem Amte beschäftigt ist.

Oder siehst Du da Bekannte? Eigentlich erzählst Du blutwenig von Dir und Deinem Treiben in Deinen Briefen.

Schreibe einmal so einen rechten Erzählbrief, was Du vom Morgen bis Abend thust und läßt und recht bald, meine alte liebe Therese, denn außer Deinen Töchtern sehnt sich von Dir recht viel und Genaues zu hören Deine Grete.“

Dieser Brief war nicht geeignet, Theresa's Gemüth zu beruhigen und gab viel zu denken.

War es wirklich Heimweh, unter welchem Erna litt, war es eine andere Veranlassung? Was hatte vermocht Silvia so günstig umzuwandeln? Was war jetzt zu thun?

Theresa berieth mit Hippolyt darüber, dem sie den Brief, von welchem sie Aufregung für ihn befürchtete, doch nicht hatte vorenthalten können.

„Sei zufrieden, daß Silvia endlich aufthaut und sich eingestandenermaßen wohl fühlt in ihrer Lage," sagte Hippolyt nach manchem Hin- und Widerreden. „Das scheint mir Grund genug sie so lange als möglich in der gedeihlichen Situation zu lassen, selbst wenn Erna ein bischen Heimweh zu überwinden haben sollte; Das thut sie ja der Schwester zu Liebe gern, wir kennen sie darin.

Lassen wir's bei dem Beschluß, sie nach Reinsdorf kommen zu lassen, sobald wir dort eingerichtet sind. Da wird freilich das stille Leben wieder nicht sehr zur Erhaltung ihrer guten Stimmung geeignet sein, wie wir Silvia kennen; allein dagegen ist nichts zu machen. Vielleicht aber ist die mit ihr vorgegangene günstige Veränderung nachhaltig. Tante Gretchens frische, grade, kurze Weise hat ihr vielleicht einige Selbsterkenntniß beigebracht, oder es ist der Ehrgeiz, in der Zuneigung der Menschen nicht hinter Erna zurückzustehen — sei es wie es sei, sie ist jetzt liebenswürdiger und das laß uns mit Freuden begrüßen."

„Gut,“ erwiederte Theresa und setzte mit sanfter Bestimmtheit hinzu: „Aber um Eines bitte ich Dich jetzt und zwar, daß Du nichts einwendest, wenn ich ihnen schreibe, Deine in letzter Zeit schwankende Gesundheit mache einen Urlaub nöthig, den Du zu Deiner Erholung in Reinsdorf verwenden wollest. Wir würden deshalb mit dem nahebevorstehenden Erwachen des Frühlings die Reise dahin unternehmen und sie sodann sogleich zu uns berufen, worauf sie sich vorbereiten möchten.

Ich muß endlich zu Ernas Beruhigung in einem freieren Tone mich bewegen können,“ schloß sie „meine Briefe waren wirklich auffallend unergiebig; Erna muß das befremdlich an mir gefunden haben.

Ihrer Meinung nach saß ich ja den ganzen Morgen und halben Nachmittag allein und fand nicht Zeit ihnen in alter Ausführlichkeit zu schreiben.“

„Ach, Jugend geht leichter über so etwas hinweg als wir es denken,“ entgegnete Hippolyt, „aber schreibe so wie Du gesagt hast. Ich habe nichts dagegen einzuwenden. Es ist freilich am natürlichsten so.

„Und Unnatur rächt sich oft,“ sagte Theresa einmal gegen ihre sonstige rücksichtsvolle Weise. Ihre Sorge war erwacht und ein dumpfes Gefühl von Reue bemächtigte sich ihrer.

„Ich glaube, jetzt wirst auch Du noch hypochondrisch,“ bemerkte Hippolyt. „Da wird ja Reinsdorf auch an Dir seine Heilkraft zu bewähren haben.“

Zweites Kapitel.

Theresa war freilich in den letzten Monaten nicht sehr gediehen. Unter Sorge und Unruhe der beständige Aufenthalt im Krankenzimmer, das hatte den jugendlichen Hauch, welchen sie sich noch immer bewahrt, abgestreift, der Haltung das Elastische genommen. Sie war gealtert und eine gewisse Mattigkeit an ihr bemerkbar.

Sie sehnte sich unbeschreiblich nach ihrem alten lieben Reinsdorf, dem Aufenthalt im Freien und nach Erna. Sie wußte, das würde ihr aus ihrer Ermattung aufhelfen, und schon jetzt fühlte sie den guten Einfluß dieser Hoffnung.

Aber das Wetter blieb rauh und kalt, mit erneuter Härte brach der volle Winter los, als wolle er Versäumtes eifrigst nachholen. Vier Wochen Frühling wies der Kalender bereits auf und noch blühte kein Baum, sproßte kein Blatt.

Theresa kam sich in dem fast angstvollen Verlangen nach dem Eintreten der milderen Jahreszeit selbst bei-

nahe krank vor; denn endlich mußte der Frühling ja doch kommen, es galt ja nur noch etwas Geduld haben. Und da diese Hippolyt auch hierin gebrach, so ertheilte er ihr wieder die Aufgabe zu, sie doppelt zu haben; und sie hatte sie, aber es kostete sie eine so große Anstrengung, daß aus dieser „passivsten aller Eigenschaften" eine recht energisch active geworden war.

Im Augenblick befreite es ihr Gemüth schon nur sich offener gegen die Mädchen und Gretchen aussprechen zu dürfen und sie schrieb einen langen ausführlichen Brief, von welchem sie hoffte, er werde Erna aufrichten, falls irgend etwas ihre Seele bedrücken sollte, was sie in irgend einer zarten Liebesrücksicht nicht auszusprechen wagte.

Oder ob sie vielleicht krank war? Reizbarkeit und Sentimentalität waren ihr sonst gänzlich fremd. Ob sie recht wohl aussehen mochte?

„Ich will meine Sehnsucht nicht ganz verläugnen," schrieb sie in diesem Gedanken, „und zu ihrer Beschwichtigung bitte ich Euch in der nächsten freien Stunde zu einem Photographen zu gehen und uns so schnell als möglich neue Bilder von Euch zu schicken. Sie sind ein schlechtes Surrogat, aber ein Mutterauge sieht durch alle Mängel und Entstellungen hindurch das Wahre heraus. Ich möchte, daß es auf einem Bilde geschähe. Wenn uns nun das ausbleibende Frühjahr noch länger aus einander erhält, so wird mir doch sein, als hätte ich Euch einmal wiedergesehn und es wartet sich besser."

Sie schrieb auch Gretchen, wie dankbar sie sei für ihre liebevollen Mittheilungen und daß sie die Mädchen noch zwei — drei Wochen behalten möge, bis ihnen von Reinsdorf aus die Weisung, zu kommen, zugehen werde.

Darauf kam sehr schnell eine Antwort, in welcher ein wahrer Bittsturm von Gretchen losgelassen wurde, dem beide Mädchen, jede in ihrer Weise, sich angeschlossen.

Gretchen schrieb, von drei Wochen könne nicht die Rede sein, denn grade in drei Wochen verreise ihr Alter und Theresa und Hippolyt würden nicht so grausam sein, ihr auch in demselben Augenblick ihre Gäste zu rauben.

Er bliebe zwei, drei Wochen fort und dann wäre sein Geburtstag, an welchem alljährlich ein großes Fest für die Theilnehmer, Beamten und Arbeiter seiner Fabrikanlagen und Werkstätten, so wie für den ganzen Bekanntenkreis stattfinde. Das lohne schon, die Abreise etwas zu verzögern, es gehe da ohne Ball, Fackelzüge, Ständchen, Illumination, Feuerwerk und Gott weiß was für Ueberraschungen nicht ab. Das werde den jungen Mädchen Freude machen und Otto wolle durchaus nichts von einer früheren Abreise hören. Er schrieb auch selbst noch darunter, er bäte sich das Geburtstagsgeschenk von ihnen aus, obwohl er keins zu beanspruchen habe, und Gretchen sagte zum Schluß — und das Wort allein war überzeugend für Theresa's Gefühl:

„Du weißt, wir haben keine Kinder. Laß uns einmal den Traum bis einige Tage nach Otto's Geburtstag."

Sie hatten keine Kinder, diese frischen, guten, mit allem sonstigen Erdenglück gesegneten Menschen. Sie sollten den Traum haben, da sie es bewirken konnte. Baten ja doch die Mädchen selbst um verlängerten Urlaub. Selbst Erna that es, und das befremdete Theresa eigentlich. Silvia schrieb sogar eingehender und freundlicher als gewöhnlich.

„Liebe Eltern," lautete ihr Brief, „es wäre gewiß an der Zeit, daß wir nach Hause zurückkehrten, wir haben schon lange Gebrauch von Euerer Erlaubniß gemacht; die Ueberzeugung aber, daß Papa in Deiner steten Gesellschaft vollkommenen Ersatz für seine Töchter gefunden, in einer Zeit, wo er übersättigt von dem Gesellschaftstreiben vor Allem nach Ruhe und Abgeschiedenheit verlangte, beruhigt mich über ihn, wenn wir um verlängerten Urlaub bitten und von Dir, liebe Mama, glaube ich mich versichert halten zu dürfen, daß Du unsere Bitte gewährst. Die Zeit vergeht ja so schnell, ich kann es gar nicht glauben, daß wir schon fast drei Monate hier sind.

Es geht uns aber auch so sehr gut. Onkel und Tante sind sehr gut zu uns, unser großer Bekanntenkreis ersetzt uns auch vollkommen die ausbleibenden Wintergesellschaften und Tanzvergnügungen. Ich komme hierbei auf Graf Seebeck, über welchen Ihr Auskunft wünscht. Es weiß hier Niemand etwas Be-

sonderes von ihm, er ist fast ganz unbekannt in unserem Kreise, doch hat er ein stattliches, interessantes Wesen und macht durchaus nicht den Eindruck eines Leichtsinnigen. Wahrscheinlich verwechselst Du den Namen, lieber Vater, und Du meinst einen ganz anderen oder es ist sein Bruder. —

Wir gehen sehr fleißig in das Theater und das liebe ich sehr, namentlich Schauspiel, Lustspiel und Ballet. Die Oper lockt mich weniger, ich habe einmal keine musikalische Natur. Die kleine Erna hingegen schwärmt für die Oper und hat mich auch schon einige Male zu ihrer Begleitung bewogen. Andere Male verlebte ich die Abende, welche Onkel und Tante mit ihr in der Oper zubrachten, bei Bekannten. Sie brachten mich hin und holten mich nach dem Theater wohlbewahrt wieder ab. Daß Papa sich nicht ganz wohl befindet, bedauere ich sehr und wünsche guten Erfolg von der Reinsdorfer Luft. Du, liebe Mutter, wirst Dich freuen, Dein liebes Reinsdorf und Julie wiederzusehn, die gewiß recht oft kommen wird, Dir Gesellschaft zu leisten, so daß Du uns weniger vermissen wirst und Ihr ohne Opfer gewähren könnt die Bitte Eurer Tochter Silvia."

„Frostig genug," dachte Theresa, nachdem sie den Brief gelesen, „und doch eingehender und anschließender als je. Sie wünscht das Dortbleiben ohne Zweifel sehr — und selbst Erna" —

Sie entfaltete auch Erna's kurzes Schreiben nochmals und las:

„Meine theuren Eltern!

Es ist wirklich Eure Erna, die Euch bittet uns noch hier zu lassen. Ich glaub' es mir selbst nicht und doch thue ich's. Und dann bitte ich Euch noch aus tiefsten Kindesherzen habt immer und unter allen Umständen sehr sehr lieb Eure Tochter Erna."

„Das gute herzige Kind!" dachte Theresa. „Sie thut's der Schwester zu Liebe, das bin ich überzeugt und gesteht es nur nicht ein. Im Innern sehnt sie sich wohl nach Hause.

Hippolyt sagte: „Laß ihnen doch den Willen, um so mehr, als sie ja auch im Freien wohnen und in den Anlagen des großartigen Etablissements den Frühling eben so gut genießen können, wie auf dem Lande.

Wir sind auch Thelemanns die Rücksicht schuldig. Und im Grunde — überlege doch! Eine kleine Besserung in meinem Befinden ist bereits eingetreten — wenn ich mich in Reinsdorf schnell soweit erhole, daß ich meine Badereise antreten kann, so will ich gewiß damit nicht zögern. Und da ich nach der Badekur noch eine Erholungsreise machen soll, bevor ich wieder in mein Amt eintrete — was sollen uns eigentlich dabei die Mädchen? Wie gedenkst Du Dir das einzurichten?"

„Ach Gott", sagte Theresa, erschrocken, „wir werden sie doch nicht den halben Winter und den ganzen Sommer verlassen müssen? Und wenn es durchaus nöthig würde, dann doch keines Falls in der Residenz,

doch viel eher bei Julia. Da sind sie unter der besten Obhut und ganz nah bei Reinsdorf, so daß sie doch die Heimath nicht ganz zu meiden brauchen.

Eigentlich aber, Hippolyt, kann ich nicht glauben, daß sie Dich auf der Reise und während des Badeaufenthalts stören sollten. Sie würden Dich im Gegentheil erheitern und zerstreuen. Wie viel werden sie zu erzählen haben."

„Ich begreife nicht, wie Du nicht einsehen kannst wie junge Damen stets eine große Unruhe um sich her verbreiten, die für einen Kranken störend sein muß. Nehmen wir sie einmal mit, so müssen sie den Verhältnissen gemäß auftreten. Um Dein „Fräulein von Rauch", von welchem längst bekannt ist, daß sie eine Erbin, und um ihrer ausgebreiteten und angesehenen Familie willen, muß standesgemäß aufgetreten werden, sonst wehe dem armen Stiefvater."

„Hippolyt," bat Theresa, „jetzt bist du ungerecht. Erna denkt im Entferntesten nicht daran Ansprüche zu machen. Wie es für uns das Beste ist, so fügt das Kind sich am liebsten ein. Wir könnten einfach in die Curliste eintragen lassen: Director Werder mit Frau und Töchtern."

„Das nützt so lange, wie nicht eine bekannte Persönlichkeit unter den Badegästen auftaucht. Kurz, ich könnte nicht leben wie ich wollte und — jetzt sollte doch wohl die Wiedererlangung meiner Gesundheit einmal der Hauptgesichtspunkt sein. Werde mir nur jetzt nicht querköpfig, Theresa, ich war das bis jetzt an

Dir nicht gewohnt und der Zeitpunkt wäre ziemlich schlecht gewählt."

„Ereifere Dich nicht," begütigte Theresa ihm ihre Hand reichend, „wir sind ja immer gut mit einander fertig geworden und werden es auch diesmal."

„Das denke ich auch," sagte er, „aber Du solltest mir jetzt keine Weiterungen machen."

Theresa fühlte sich gepeinigt und beunruhigt durch diese Lage der Angelegenheiten. „Hätte ich nur die Mädchen schon hier," dachte sie. „Ich habe eine Angst, als sollten sie mir geraubt werden. Erna, mein gutes liebes Kind, wann sehe ich Dich wieder: Warum müssen wir so getrennt werden! Es ist und bleibt etwas Unnatürliches in der ganzen Sache und ich liebe so sehr das Natürliche, Einfache. Freilich, Hippolyt's Gesundheit muß jetzt der erste Gesichtspunkt bleiben, das ist wahr." —

So wurde denn die Erlaubniß ertheilt über Onkel Thelemann's Geburtstag zu bleiben, wenn nicht irgend ein Zwischenfall einträte.

Nun kamen ein paar sonnige Tage, in denen Theresa aufathmete und dachte, nun gehe es nach Reinsdorf. Die Reisevorbereitungen begannen, aber da wandte sich der Wind nach Norden und Schnee und Frost ließen abermals den kurzen Frühlingstraum zerrinnen.

So kam fast Mitte Mai heran, ehe die Stadt verlassen und die Reise angetreten werden konnte.

Nun aber wurde das Wetter herrlich. Die zu-

rückgehaltene Vegetation keimte und sproßte und blühte, daß das Auge von dem jungen Liebreiz sich nicht trennen konnte. Die Brust athmete wonnig die reine, erfrischende, duftdurchwürzte Luft.

„O, das thut gut," sagte Hippolyt tief aufathmend, wenn er an Theresa's Seite langsam durch den Park wanderte und dazwischen auf diesem oder jenem Ruheplätzchen sich niederließ. Im bequem gepolsterten Lehnstuhl ruhte er dann nach dem Spaziergange auf geschütztem Platze am Hause und hierher wurden auch die Mahlzeiten verlegt, damit er nur ja jede schöne Stunde im Freien zubringen konnte. Das hatte der Arzt so angeordnet.

Es kamen bald heiße Tage. Der nahende Sommer ließ sich sein Recht nicht verkürzen dadurch, daß der Winter sich dieses Mal so ungewöhnlich breit gemacht hatte. Der arme Frühling kam einmal dieses Jahr zu kurz. Rasch war die Obstblüthe vorüber und Hollunder, Goldregen und andere Strauchblüthen ersetzten die vergangene Pracht und die Beete auf den schönen weiten Rasenflächen kleideten sich in leuchtende Farbenfülle.

Der alte Gärtner hatte Alles in der schönsten Ordnung gehalten und war voll Freude, daß die Herrschaft gekommen, es zu sehn. Aber die wahre Blumenfreundin fehlte ihm doch. Er brachte, wenn Theresa bei seiner Arbeit zuweilen einige Worte an ihn richtete, die Rede stets auf „Fräulein Erna", und konnte nicht begreifen, warum sie zur Frühlingszeit

wo es auf dem Lande doch am schönsten sei, in der Stadt bleibe. „Ja, von Fräulein Silvia wundert mich das nicht", sagte er, „die liebt die Natur nicht, aber von Fräulein Erna, da kann ich's nicht verstehn."

Theresa sagte ihm, der schon, als sie noch die Gattin Paul von Rauch's, die Stellung als „Schloßgärtner" inne gehabt, daß die Mädchen sich bei der Schwester ihres verstorbenen ersten Mannes befänden und daß sie mit ihrem kranken Manne noch eine Reise machen müsse, auf welcher sie sie eben so wenig begleiten, als während derselben ohne älteren Schutz hier bleiben könnten; aber er schüttelte noch den Kopf, obwohl er schwieg und dachte: „Das Fräulein Erna in der Stadt im Frühlinge — da gehört sie einmal nicht hin. Die gehört in Garten und Park, in Wiese und Wald, in den Kahn auf dem Teiche, in Sonnenschein und Vogelgesang. Wenn's nur gut thun wird, daß sie wie eingefangen ist."

Ein andermal frug er wieder, ob sie Nachricht von „Fräulein Erna" habe? Ob sie auch recht gesund sei? Und als Theresa überrascht fragte, wie er zu der Besorgniß komme? entgegnete er, er könne sich's einmal nicht denken, daß ihr jetzt in der Stadt wohl sei.

So nährte er mit seiner Anhänglichkeit an das Kind, das er aufwachsen gesehn, Theresa's Unruhe noch, und mit unruhvoller Sehnsucht sah sie jedem Briefe von dort entgegen. Sie selbst schrieb jetzt viel, während Hippolyt ermüdet von dem steten Luftgenuß

und von täglich etwas weiter ausgedehnten und öfter wiederholten Spaziergängen im Lehnsessel neben ihr schlummerte.

Räthselhaft war ihr aber, daß Erna so wenig schrieb und jetzt von der sonst so kargen Silvia übertroffen wurde. Silvia hatte sich doch mehr und mehr an Mittheilung gewöhnt; ihre Briefe waren nicht mehr so hohl und nur das Aeußerlichste berührend wie früher. Selbst von Erna sprach sie in einem besseren Tone. Das war nun eine entschiedene Freude für Theresa. Sie durfte daraus den Schluß ziehen, daß Erna jetzt weniger unter Silvia's Unfreundlichkeit und Launenhaftigkeit zu leiden habe und so kam sie immer wieder darauf zurück, daß, wenn sie wirklich an einer Bedrückung leide, diese nur eine Folge des Heimwehs sein könne.

Sie schrieb ihr ohne Rückhalt darüber: „Ist Dir bange, mein Herz, nach Eltern und Heimath? So sage Dir, daß wir uns nach dieser so unvorhergesehenen ausgedehnten Trennung alle gesund und glücklich wieder zu vereinigen hoffen und daß wir überhaupt in irgend einem Nothfalle jeden Augenblick die Trennung aufheben, den nächsten Zug besteigen und in wenig Stunden bei einander sein können. Da wird sie gleich leichter. Oder fehlt Dir etwas? Bist Du krank? Ich fühle Deinen Briefen an, daß etwas nicht in Ordnung ist. Nun schreibe mir recht aufrichtig, was ich denken soll. Strengt Dich vielleicht zu vieles Musiciren an? Uebertreibe es auch

nicht, mein Kind, obwohl ich mich außerordentlich auf Deine Fortschritte freue."

An Silvia schrieb sie: „Es freut mich herzlich, daß Du Dich jetzt mehr zum Briefschreiben entschlossen hast. Ich möchte Alles wissen, was Ihr fern von uns treibt und was Euch begegnet. Sonst unterrichtete mich mein Plaudertäschchen fleißiger als jetzt und über die Veranlassung nachdenkend, welche diese Aenderung hervorgebracht haben kann, will ich Deine Meinung hören. Du bist stets mit ihr zusammen und mußt wissen, ob sie vielleicht nicht gesund ist, ob ihr wirklich etwas fehlt? Denn ich kenne meine Erna und weiß, daß sie nicht nur aus Bequemlichkeit mir jetzt so wenig schreibt. Sie hatte ja stets das lebhafte Bedürfniß mich an ihren äußeren und inneren Erlebnissen Theil nehmen zu sehn.

Ich bitte Dich, daß Du mir bald hierauf antwortest. Du wirst einsehen, daß wir nur unter der Voraussetzung Eures beiderseitigen Wohlbefindens in den dortigen schönen Verhältnissen unsere Genehmigung zur Verlängerung Eures Aufenthaltes festhalten können. Sollte derselbe Erna in irgend einer Weise nicht zuträglich sein, so verlasse ich mich auf Dich, meine liebe Silvia, daß Du mir Nachricht davon giebst und Eure Zurückberufung veranlassest."

Silvia antwortete hierauf nach einigen Tagen mit folgenden wenigen Worten.

„Liebe Mutter!

Für Deinen Brief sage ich Dir besten Dank und

kann Dich gänzlich beruhigen in Betreff Erna's. Es kommt wohl mal eine Zeit, wo man sich etwas mehr gehen läßt und warum sollte Erna davon ausgenommen sein? Sie ist ganz gesund, bis auf die leidige Gewohnheit Alles zu schwer und zu wichtig zu nehmen. Mit der Musik mag sie sich auch zu sehr abmühen, denn sie betreibt diese vielbeliebte Kunst mit einer Art Leidenschaft. Sonst ist sie stets mobil, bei Allem von der Parthie und könnte doch, da sie nicht so kräftig ist wie ich, zuweilen davon bleiben, wenn es ihr nicht Vergnügen machte mitzugehn. Du brauchst wirklich nicht zu sorgen; sie will auch von heut ab ihre alte Gewohnheit des Vielschreibens wieder annehmen, wie sie mir sagte.

Dem Papa wünsche ich mit besten Grüßen fortschreitende Besserung und bitte gelegentlich Julie zu grüßen von Deiner

Silvia."

Mehr Beruhigung als diese Zeilen Silvia's brachte ein langer ausführlicher Brief Erna's.

„Wenn ich denke, meine theuere geliebte Mutter, daß ich durch mein mangelhaftes Schreiben Dir Sorge um mich erweckt, daß Du beunruhigt in Deinen Gedanken an mich bist, so empfinde ich einen tiefen Schmerz, Dir diese Unruhe verursacht zu haben. Es wird nicht wieder geschehen. Wenn Du wüßtest, wie ich es dabei entbehrt habe, nicht in dem gewohnten regen Gedankenaustausch mit Dir zu stehen, Du würdest mir vergeben.

Und doch habe ich nicht geschrieben — kannst Du's verstehen? Ach — ich will es nun wieder fleißig thun. Ich habe viel nachzuholen und kann Manches erzählen; erst aber muß ich fragen: Liebste Mama, Du schreibst nie ein Wort über Deine eigene Gesundheit, nur von dem armen kranken Papa in den letzten Briefen, von welchen, Gott sei Dank, jeder eine weitere Zunahme der Kräfte berichtet. Wie gern würde ich helfen, ihn zu pflegen, Dich beim Vorlesen ablösen und immer für frische Blumen sorgen in die Vasen. Wie mag es grünen und blühen um Euch her, in Reinsdorf, dem lieben Reinsdorf.

Ist auch der alte Gärtner noch gesund? Ich grüße ihn.

Also, Mütterchen, bist Du auch frisch und gesund? Ach sei es, ich bitte Dich, und der Himmel behüte Dich vor allem Schmerze, vor jedem Leide allezeit.

Wenn ich das machen könnte, meine geliebte Mama! Wie glücklich solltest Du immer sein!

Doch, ich weiß nicht, wozu versichere ich hier Dinge, Die sich von selbst verstehn und die als Phrase herauskommen, wenn sie nur sogenannte fromme Wünsche sind. Ach Mütterchen, auch ohne die Freude, die Du um mich verdienst, auch selbst wenn ich, wie jetzt, Dir Sorge bereite statt Glück, auch dann, ich weiß es und ich halte es fest, auch dann wirst Du Dein Kind immer lieb haben. Du bist ja die Güte und die Liebe selbst und siehst mir in's Herz. —

Aber ich wollte erzählen.

Tante Gretchen und Onkel Otto sind immer gleichmäßig herzlich und liebevoll zu uns und zu sich selber auch. Es ist ein so reizend gemüthlicher Ton zwischen den Beiden, sie scherzen und lachen und haben ihre Freude an allen Dingen. Sie haben das glücklichste Temperament, von dem ich noch je eine Vorstellung gehabt. Denkt einmal Tante Gretchen — laut nämlich, sie ist so offen und zum Reden stets geneigt — ach Gott, wie soll das werden? so hebt Onkel Otto gleich beschwichtigend die Hände auf und sagt, „na, na, das wird auch weiter nicht schlimm werden“ und legt ihr die Sache so rasch und gut zurecht, daß sie gleich ruhig wird, ihn streichelt und sagt: „Gott sei gelobt, daß ich mein kluges Alterchen habe, ich zaghaftes ungeschicktes Ding, mir kann schon nichts passiren, so lange ich Dich habe.“

Dann sehen sie sich mit lachenden Augen an und necken sich wie die Kinder, das ist so drollig, aber doch so gemüthlich und herzlich. Es ist wie ein ganz junges Ehepaar, man kann sich's kaum denken, daß sie schon viele Jahre verheirathet sind. — Tante Gretchen erzählt mir auch oft aus meines Vaters Jugendzeit, da sie ein ganz kleines Mädchen war, und das macht mir viel Freude. Aus dem großälterlichen Hause auch und dabei erinnere ich mich daran, wie ich mit Dir und Julie zu Großvaters Begräbniß reiste und daß Du dabei meinen jetzigen lieben Papa wiedergesehn. Sage ihm doch, ich ließe ihn recht herzlich grüßen und — ach, ich war ihm immer so

dankbar, daß er mir ein so guter, lieber Vater gewesen und wie heiß und innig hätte ich gewünscht es ihm vergelten zu können! Wenn ich's nicht kann, so soll er mich beklagen, aber nicht zürnen. —

Meine Musikstunden nehmen guten Fortgang. Die Lehrer ermuthigen mich und manches Musikstück, manches Lied sind mir eine ganze Welt und ich konnte mich — ich kann mich meist so hineinversetzen, daß ich noch ein anderes ganzes Leben für sich darin lebe, neben dem eigentlichen.

Außer den Musikstunden habe ich aber auch in der Oper und allerhand klassischen Aufführungen die herrlichste Gelegenheit zu lernen. Die ausgezeichnetsten Sänger und Sängerinnen zeigen meinem lauschenden Ohr, wie ich's zu machen habe. Es wird also ganz allein meine Schuld sein, wenn ich nicht viel lerne.

Onkel und Tante hören mich gern in der Dunkelstunde singen und spielen, wenn wir da ruhig bei einander sind, was jetzt doch häufig vorkommt. Ich thue es nur immer mit halbem Herzen, weil Silvia meist davon läuft und ich das gar nicht gern habe. Lieber will ich nicht mehr singen, nicht spielen, nur das nicht.

In einigen Tagen reist der Onkel. Er wird natürlich sehr fehlen im Hause, er ist das Haupt und Alles dreht sich um ihn.

Tante Gretchen sagt, dann würde ganz still gelebt, das mache sie immer so, wenn ihr Alter fort sei. Es soll viel gelesen werden und im Freien gesessen.

Es ist doch recht schön, daß das hübsche Haus Onkel Thelemann's in einem reizenden wohlgepflegten Garten steht und ein Stück von den großen unruhigen Fabrikgebäuden mit ihren hohen rauchenden Schornsteinen entfernt. Die sind hinter herrlichen Strauchgruppen verborgen und der Garten schließt sich an die weiten öffentlichen Anlagen, so daß wirklich frische Luft uns umweht; leider aber auch manchmal Staub, wenn es einige Zeit nicht geregnet hat, denn es führt hart an der Rückseite unseres Gartens eine breite herrliche Allee, von vierfachen Baumreihen, so daß an den Fahrweg in der Mitte rechts und links Promenaden für die Fußgänger sich anreihen.

Wir sind im Garten vor den Blicken der Vorübergehenden durch eine dichte Hecke herrlicher Ziersträucher geschützt, nur die Gitterthür macht eine Unterbrechung. Es giebt auch die reizendsten versteckteften Plätzchen mit Buch und Arbeit sich da zu verbergen. Wir sitzen schon oft im Garten, der mit seinen feinen grünen Matten, Springbrunnen und Statuen einen reizenden und eleganten Anblick gewährt; die schönen alten Bäume aber und die weiten Fernsichten Reinsdorfs sind es nicht. —

Jetzt aber, meine gute beste Mama, ruft Tante Gretchen zum Ausgehen. So lebe wohl und liebe Deine Erna."

Ja, das waren doch wieder die Gedanken ihrer Erna, das war die sinnige Art die Dinge um sich her zu betrachten und die tiefe Innigkeit, welche sie

an ihr gewöhnt war. Theresa empfand es mit Freude, wenn auch eine ungewöhnliche Erregung in dem Ausdruck ihrer Liebe und in den Bitten, sie wiederzulieben, nicht zu verkennen war, welche aber durch ein leises Heimweh erklärt werden konnte.

Es charakterisirte ganz das selbstlose Kind, daß sie darüber schwieg. Sie war entschlossen, Silvia das Opfer zu bringen und was sie that, mußte sie ganz thun, das lag so in ihrer Natur, Theresa kannte ihr Kind.

Sie suchte nun durch ihre täglichen Briefe ihr zu Hülfe zu kommen, ohne daß auch sie ihren Gedanken über diese Sache Worte gegeben hätte.

Hippolyt hatte sich in den drei Wochen des herrlichsten Frühlingswetters so rasch erholt, daß mit dem Antritt der Badereise nicht länger gezögert werden sollte.

„Karlsbad ist im heißen Sommer entsetzlich", sagte er. „Die Sonne brennt in den engen Thalkessel, daß man, mit dem heißen Brunnen im Leibe, zerschmelzen möchte. Das hörte ich von vielen Leidensgefährten und kann es sehr gut verstehen. Dazu ist es dann schrecklich überfüllt, während ich mich danach sehne in würziger Waldluft auf stillen Wegen zu wandeln und gerade nur so viel Menschen an mir vorübergehn zu sehn, daß ich ihnen ausweichen kann, wenn ich Lust habe.

Rüste also, mein Herz" schloß er, „ich denke, Du brauchst nicht mehr als einige Tage zu Deinen Vorbereitungen."

„Gewiß nicht mehr," entgegnete Theresa. „Unsere lange in Aussicht stehende Reise überrascht mich nicht unvorbereitet, ich muß nur noch meine letzten Bestimmungen brieflich mit den Mädchen abmachen und mit Julie in Waldnitz persönlich Rücksprache nehmen. Du wolltest ja noch vor unserer Abreise einmal mit mir hinüber fahren. Ist es Dir recht, da das Wetter so schön, so thun wir es heut."

Hippolyt war einverstanden und am Nachmittage wurde die Spazierfahrt unternommen.

Theresa war selbst während ihres diesmaligen Aufenthaltes in Reinsdorf noch nicht im Forsthause gewesen, weil sie Hippolyt nicht hatte verlassen wollen. Julie hatte sie mehrmals besucht, sich aber niemals lange aufgehalten, um Theresa nicht zu lange für sich in Anspruch zu nehmen. Und es hatte sich auch im Laufe des Winters ein junger Stammhalter im Forsthause eingefunden, der eine lange Abwesenheit der Mama nicht gut geheißen haben würde und welchen als ihr unbekanntes Pathchen heut von Angesicht zu Angesicht zu sehen Theresa sich freute.

Es traf sich gut, der Oberförster war auch zu Hause und die Freude über den unerwarteten Besuch zeigte sich in der Herzlichkeit des Willkommens.

Der Kaffee, unter der großen Linde vor dem Hause eingenommen, vereinigte die Männer und Frauen zu gemeinsamer Unterhaltung; als aber nach dem Genuß des wohlschmeckenden stattlichen Napfkuchens, von Frau Julie als Lieblingsimbiß zum Kaffee für

den Gatten selbst gebacken, die Cigarren und die Fachgespräche an die Reihe kamen, zogen Frau Julie und Theresa sich in das Haus zurück, zu dem Kinde, das eben vom Schlafe erwachend sich reckte und mit großen staunenden Augen an der fremden Erscheinung haften blieb.

„Er weiß es schon, daß ich's nicht bin,“ sagte Julie stolz und legte ihn Theresa in den Arm. „Wie ich den Augenblick schon sehnsüchtig erwartet habe, den jungen Herrn Dir zu zeigen und wie ich mich freue, wenn Erna ihn sehen wird!“

Damit waren sie auf dem Punkte angekommen, über welchen es heut viel zu sprechen gab.

Theresa schüttete der Freundin ihr ganzes bedrücktes Herz aus und bat sie, den Mädchen auch diesen Sommer wieder *das* zu sein, was *sie* ihnen leider jetzt nicht sein konnte. Hippolyt bestand eigensinnig darauf nur von Theresa begleitet in's Bad zu gehen und dann zu reisen. Erst die letzten Tage des August sollten sie wieder mit den Kindern vereinen, wenn man wieder in die alten Verhältnisse in G. einzurücken gedachte.

Theresa's Bitte ging nun dahin, Julie möge die Mädchen bei sich aufnehmen, sobald sie zu der bestimmten Zeit, einige Tage nach des Onkels Geburtstag, Mitte Juni, aus der Residenz kommend, sich bei ihr einfinden würden.

Julie ging mit Freuden darauf ein und sagte, es träfe sich gut, ihr Mann müsse zwischen Mitte

oder Ende Juni nach der Residenz, da bringe er sie selbst mit.

Das war Theresa sehr beruhigend, denn es war ihr eine Sorge gewesen, die Mädchen allein reisen lassen zu müssen. „Wie glücklich bin ich, daß sich Alles so gut fügt,“ sagte sie befreit, „und wie ruhig werde ich sein, wenn ich sie erst bei Dir weiß. Dann wird mein Herz seit langer Zeit wieder freier schlagen. — Durch Silvia wirst Du auch hoffentlich weniger Störendes erfahren als früher. Sie ist doch wohl mit dem Aelterwerden auch verständiger geworden und hat es zu meiner Freude verstanden, Tante und Onkel Thelemann's Herzen zu gewinnen. Freute ich mich nicht von ganzer Seele, daß ihr das gelungen, so könnte ich beschämt sein, daß Andere vollbringen konnten, wonach ich mit allen meinen Kräften, und nach bestem Gewissen stets vergeblich gerungen habe. Gretchen schreibt, Silvia lausche ihnen Alles an den Augen ab und habe auch ein viel freundlicheres Wesen zu Erna angenommen.“

Julie hörte diese Mittheilungen schweigend und nachdenklich an.

„Nun,“ fragte Theresa, „warum macht Dich die Sache so nachdenklich? Hast Du ein Aber im Herzen?‘

„Ja, das habe ich, wie ich Silvia kenne“, erwiederte Julie. „Es ist mir nun doppelt lieb, daß ich die Mädchen herbekomme. Ich schäme mich den Verdacht auszusprechen, daß Silvia mit diesem Beneh-

men einen bestimmten Zweck erreichen will, und doch habe ich ihn. Möglich, daß es ein unschädlicher Zweck ist, und sie nur, weil das Offene und Aufrichtige nicht in ihrer Natur liegt, zu versteckten Verfahren greift; ganz irren aber werde ich mich wohl nicht.

Reise indeß ohne Sorge, ich will Dich vertreten so gut ich's vermag und — vielleicht ist es sogar besser, daß ich sie in die Hände bekomme, weil ich jedenfalls nicht verblendet bin Silvia gegenüber, wie Du, die Du um jeden Preis an ihr nichts wirklich Schlimmes oder Unrechtes sehen willst.

Du brauchst mich nicht so besorgt anzusehn", schloß Julie lächelnd, „ich werde ihr kein Unrecht thun und Nichts auf die Spitze treiben. Ich weiß auch, daß solche Naturen nicht gereizt werden dürfen und daß man sie mit guten Voraussetzungen besser im Gleichgewicht erhält als durch bewiesenes Mißtrauen."

Damit war die Sache für jetzt erledigt und Theresa mahnte Hippolyt an die Heimfahrt.

„Ihre Frau hat mir das Herz leicht gemacht mit dem Versprechen Mutterstelle an meinen Töchtern zu vertreten, bis ich es selbst wieder kann," sagte sie zu dem Oberförster, ihm die Hand zum Abschiede reichend. „Ich weiß es ja von früherer Zeit, wie ruhig ich auf Sie selbst dabei zählen darf, und so haben Sie unseren Beschlüssen nur noch ihre freundliche Sanction zu ertheilen."

„O, gnädige Frau," erwiederte der Oberförster, „ich weiß mir nichts Lieberes für meine gute Frau,

die gar so viel ganz allein in dem abgeschiedenen Hause zu sein hat, auszusinnen, als so liebe Gesellschaft und so nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für das uns geschenkte Vertrauen. Wir wollen schon sehen, daß wir dessen würdig bleiben."

„Dieses Forsthaus ist eine liebliche Stätte der Harmonie und des reinsten Glückes," sagte Theresa auf dem Heimwege zu Hippolyt. „Nun ich unsere Kinder hier geborgen weiß, folge ich Dir mit befreiterem Herzen wohin Du willst. Ich bin in zwei Tagen reisefertig."

Drittes Kapitel.

Hippolyt war der richtige Karlsbader Badegast.

Er wohnte auf der „alten Wiese,“ begann seine Kur mit dem Theresienbrunnen und erstieg in wenigen Tagen die Stufenleiter bis zum Sprudel.

Er trug seine, in dem Bäckerladen am Ende der „alten Wiese“ mit der treu an seiner Seite bleibenden Theresa ausgewählten „Kipfel“ und „Stangen“ und „Brödchen“ in einer viereckigen Papierdüte selbst nach dem „Posthof“ und trank alda seine „halbe Rechte,“ den weltberühmten Kaffee der Karlsbader, mit staunenswerthem Appetit, nachdem er auf seine vier Becher Mühlbrunnen und drei Becher Sprudel eine Stunde lang promenirend diesen Hochgenuß verlangend erwartet hatte.

Er sah die Fremden, deren Anzahl zu seinem Mißbehagen sich täglich beträchtlich vermehrte, so lange kein Bekannter unter ihnen auftauchte, noch ziemlich gleichmüthig an sich vorüber wandeln und unterhielt

sich damit, seine Glossen über dieselben zu machen und seinen Witz an ihnen zu üben.

„Ich habe Dich nie so boshaft gesehen," lachte Theresa.

„Es steckt in etwas gesunder Bosheit, wie ich glaube, eine Art von Heilkraft," scherzte er weiter, „ich empfinde entschieden eine Erleichterung dadurch."

„O, wenn das ist," sagte Theresa, „will ich zu ihrer Weiterpflege das Meine beitragen. Sage mir z. B. was Du bei der weiblichen Erscheinung denkst, welche da eben an uns vorübergeht."

Hippolyt blickte auf und machte eine verächtliche Miene. „Nichts," sagte er, sich abwendend, „es giebt auch Gegenstände, die unter meiner Bosheit sind."

„Nun, so schlimm ist es doch auch nicht," entgegnete Theresa. „Die geschmacklosen Farben, die Ueberladung des Anzuges, der übertriebene Kopfputz, das verfällt doch mehr der Lächerlichkeit als dem Abscheu."

„Kannst Du behaupten, daß eine solche Erscheinung noch einen Schatten von dem ächten Reiz des Weibes an sich hat? Daß sie eine gute Mutter, eine gute Hausfrau sein kann, wenn sie so vom Teufel der Putzsucht besessen ist?"

„Vielleicht hat sie nur Geld und keinen Geschmack und eine schlechte Kammerzofe octroyirt ihr den ihren. Vielleicht ist der Mann aus niederem Stande und liebt es, seine Frau recht auffallend aufgeputzt zu sehn."

„Sieh, wahrhaftig, sie hat die Keckheit sich mir grade gegenüber zu setzen und mir die Aussicht zu verderben," rief Hippolyt entrüstet leise aus. „Ich muß wissen wer das Ungethüm ist. — Heda, Fräulein!" rief er der Kellnerin zu, „die Kurliste, wenn ich bitten darf! Nun, was hast Du für einen Lachanfall, Theresa?"

„Siehst Du," lachte Theresa schelmisch, „jetzt wird Dir die Frau bereits interessant und Deine Bosheit ist im Fluß. Ich möchte gehen und der Dame meinen Dank sagen für die kräftige Unterstützung Deiner Kur, oder — um das Modell ihres Anzuges bitten, denn ich bin bereits eifersüchtig auf sie und ich schöpfe nur Trost aus der Hoffnung, daß in der Kurliste die „Dame mit der geschmacklosen Toilette" nicht verzeichnet stehen wird.

„O Weiber," setzte Hippolyt die heiteren Neckereien fort, „die ihr nicht eine blasse Ahnung von der Logik eines Mannes habt."

Er nahm dabei der Kellnerin die gebrachte Kurliste aus der Hand und sagte zu ihr mit der dort für diese bildhübschen, zierlichen jungen Kellnerinnen gebräuchlichen Anrede: „Mein Fräulein, ich sage Ihnen meinen besten Dank und habe noch den Wunsch, Sie persönlich in den Besitz dieses Guldens gesetzt zu sehen" — er zog die genannte Note aus seinem Portemonnaie hervor — „nur haben Sie mir vorher gefälligst eine Bitte zu erfüllen. Sobald Sie mir berichten können, wo der bunte Waarenballen mit dem

mittelalterlichen Gesicht dort, unter dem Baum, an dem Tisch mit der rothen Serviette, wohnt, bemächtigen Sie sich gefälligst dieses Guldens."

„Das wird leicht verdient sein," lachte das Mädchen und sprang davon. Es unterhielt nun Hippolyt und Theresa zu beobachten, wie das Mädchen ihren Auftrag ausführen werde.

Nach kurzer Zeit kam sie mit Kaffeegeschirr in den Händen wieder aus dem Hause herbei und trug es an den Tisch der Dame, ein freundliches Gespräch mit ihr anknüpfend, während sie die Bezahlung in Empfang nahm.

„Da sieh, die Verderbniß der Welt," flüsterte Hippolyt, „wie treuherzig das junge Mädchen da steht, und den verrätherischen Auftrag ausführt" —

„Und wir mit unseren weltschmerzlichen Betrachtungen die Veranlassung dazu geben," schloß Theresa den Satz.

„Wie Du heut streitbar bist, Frau," bemerkte Hippolyt, „und meinen gerügten Sarkasmus überbietest. Jetzt aber lache nicht, das Mädchen kommt zurück."

Die Kellnerin trat heran und berichtete vom Erfolge ihrer Unterhaltung. „Die Dame wohnt im „weißen Hasen" auf der alten Wiese."

Hippolyt überschlug sich im Schrecken fast mit dem Stuhl. „In einem Hause mit mir," rief er entsetzt, „ich ziehe aus."

Theresa lachte Thränen in ihr Taschentuch.

„Morgen besuchen wir sie,“ sagte sie, „und Du bringst ihr ein Ständchen. —“

„Ich ziehe aus,“ wiederholte Hippolyt, „ich kann sie ja auf der Treppe begegnen.“

„Gewiß, da werden die Stell=Dich=eins allmorgentlich abgehalten — aber nun die Kurliste her, wer ist die interessante Dame?“

Sie suchten und da stand es: „Kaiserlich Königliche Hof=Lieferantens Gattin Rosalia Stopsl aus Wien.“

Ja, das mußte sie sein, das paßte schlagend. Hippolyt reichte dem Mädchen, das an einen zuweilen etwas wilden Humor der Badegäste gewöhnt war, sein wohlverdientes Geld und zog mit einer Miene, welche einen bedenklichen Entschluß ankündigte, einen Bleistift hervor.

„Rache ist süß,“ sagte er und machte, als das Mädchen den Rücken gewandt hatte, zwei Strichelchen über das „o“ des interessanten und wohlklingenden Namens Stopsl.

„Und nun komm, Theresa, laß uns über die Berge nach Hause schlendern, im Waldesschatten, wo hier und da ein Ruheplätzchen mit freundlichem Blick in das Thal und auf die gegenüber befindliche Bergwand uns winkt.“

Sie wanderten langsam nach Hause, zuweilen ruhend, und in die Betrachtung der lieblichen Gegend sich versenkend; sie machten dann in den reichen Läden auf der „alten Wiese“ verschiedene Einkäufe an Spitzen,

Glaswaren und Granatbijouterien, speisten Mittags im Kursaal und bestiegen in den Nachmittagen in dem vorgeschriebenen Karlsbader=Tempo den „Hirschensprung“ oder den „Drei=Kreuz=Berg,“ oder wanderten der vortrefflichen Musikkapelle nach das Thal entlang bis zum „Freundschaftssaal“ oder wohl noch darüber hinaus bis zum „Kaiserpark,“ wo man, in der Biegung des Thales, inmitten einer im Halbrund aufsteigenden Bergwand auf freiem Platze vor dem, auf die Unterbringung der Gäste bei schlechtem Wetter berechneten Hause sitzt und die unbeschäftigten Blicke unendlich ruhegebend an den dichtgedrängten dunklen Tannenwipfeln schweifen läßt.

Zuweilen taucht da oben an der bewaldeten Berglehne in dem kleinen Tempel, der wie in eine grüne Nische gebettet vor uns liegt, eine Gruppe von Menschen auf, die sich über die Brüstung lehnen und lange verweilen bei dem entzückenden Blicke ins Thal und dann wieder im Tannenwalde verschwinden, einem einsamen Wandler Platz machend, der allein, ohne Angehörige hier Heilung zu suchen kam, dessen krankhaft verdüsterte Stimmung Niemand zu erheitern sich bemüht, der unter der geputzten Menge einsam und ungekannt dahinschleicht und, da oben verweilend, seinem Gefühle der Verlassenheit preisgegeben ist. Die gelbe Gesichtsfarbe und der düstere Blick des Auges deuten die Art seines Leidens an und er befindet sich vielleicht bereits in dem Stadium der Kur, wo der Hang zur düsteren Lebensanschauung als Uebergangsperiode zur

Genesung sich steigert und er der Melancholie rettungslos in die Arme sinkt.

Geduld aber, Du armer Kranker, Dir winkt Heilung und Du wirst die Quelle segnen, die Dich von Deinen Leiden befreite; nur begehe keinen Diätfehler, ergieb Dich auf Gnade und Ungnade den verdünnten Bratensaucen, fliehe die süßen Wiener Mehlspeisen, die Dir als angenehme Abwechslung zwischen Braten, Cotelett, Beefsteak, Spinat und Möhren verführerisch winken, laß Bier und Wein, selbst wenn die Aerzte dies mäßig gestatten, und meide jede erhitzende Bewegung. Diese Enthaltung sichert Deine Kur, hält jeden störenden Zwischenfall fern und giebt Dich dem Leben wieder, welchem Du schon grollend den Rücken zu wenden gedachtest, während ein unvorsichtiger Spaziergang, ein zu rasches Steigen auf die Berge mit Erhitzung, sich mit Schlagfluß und raschem Tode, oder mit einem völligen Zunichtemachen der Kur strafen kann.

Hippolyt lebte nur seiner Kur und befolgte die Rathschläge seines Arztes aufs Gewissenhafteste. Er wünschte zu eifrig endlich gesund und seinem Amte wiedergegeben zu sein, weshalb er jede mögliche Störung der Kur mit Aengstlichkeit fern hielt.

Die Hälfte derselben war bereits unter den besten Aussichten auf den erwünschten Erfolg zurückgelegt und er begann hier und da auf einem Spaziergange, im Lesekabinet des neuen Kurhauses oder an einem der Versammlungsorte an den Zielpunkten der Pro-

menaden eine sich darbietende Unterhaltung mit diesem oder jenem Fremden nicht abzuweisen.

Theresa sah es mit Freuden und hatte schon längst erkannt, daß es allerdings für Hippolyt das Richtige gewesen, ohne die Mädchen zu reisen, von denen ja glücklicher Weise immer gute Nachrichten eingegangen waren.

Silvia thaute ordentlich auf, wie Hippolyt mit Befriedigung hervorhob. „Es war zweifellos ein Mangel an Erkenntniß unsererseits," sagte er, „daß wir sie nicht früher unter andere Leute geschickt haben. Verzeih mir, Theresa, aber Du bist jedenfalls zu gut und zu sanft für sie. Strenge hätte ihr vielleicht imponirt und aus ihr herausgeklopft was verborgen in ihr schlief. Es ist kein Vorwurf, den ich Dir mache, Du hast nach Deiner Einsicht das Aeußerste geleistet, aber in dem Bestreben auszugleichen, die Spitzen abzubrechen, das Beste vorauszusetzen, lag eben die ganze tiefe Güte Deines Wesens, aber die Wirkung blieb aus, Silvia vermochte es nicht zu schätzen.

Unter Fremderen wird sie nicht mit diesen mütterlichen Sammetpfoten angefaßt, da findet sich der eigene Maßstab.

Auf diese Weise ist ihr ja meine Krankheit recht zum Segen geworden. Wie doch die Umstände in einander greifen und wie herrlich es ist, wenn sie uns freundlich zu Hülfe kommen wie hier, lange Mißstände abstellen, glückliche Wandlungen hervorrufen."

Theresa hatte schweigend zugehört. Die Worte ihres Mannes hatten mit schneidendem Weh ihr Herz getroffen, doch sie sprach keine Sylbe zu ihrer Rechtfertigung. Vielleicht hatte er nur zu recht und sie hatte das friedliche Glück ihres Lebens, die heitere Harmlosigkeit ihrer Erna umsonst hingegeben, in unveränderlichem Gleichmaß ihre Liebe gespendet ohne Frucht zu erzielen, ohne Dank und Gegenliebe zu erringen. Vielleicht war es nur ein überhebender Irrthum gewesen, zu glauben, daß durch die stete Atmosphäre der Liebe, durch das Beispiel der Strenge gegen sich selbst und der Güte und Nachsicht gegen Andere Schlimmes verhütet, Unreines ferngehalten, das Bessere angewöhnt werden müsse. Der Erfolg schien es zu lehren.

Theresa verbannte ihr verwundetes Gefühl als eine unfruchtbare Empfindlichkeit und sagte nur: „Die Briefe Silvia's haben sich allerdings in auffallender Weise verbessert. Es drückt sich ein geistiges Leben darin aus und die lobenswerthe Absicht sich uns mitzutheilen, die wir bis dahin zu unserem Schmerze vermissen mußten. Es giebt eine heitere Aussicht für das Wiedersehn."

Diese Worte Theresa's wurden ihr indeß mehr von dem Wunsche, es möge so sein, als von der Ueberzeugung daß es so sei, eingegeben. Sie erschien sich selbst mißtrauisch, weil sie sich des Zweifels nicht entschlagen kannte.

Die rasche Umwandlung Silvia's blieb ihr, wie

sie die Stieftochter kannte, doch fast unerklärlich und Juliens mißtrauisches Wort hatte sie nicht wieder aus dem Gedächtniß verloren.

Dazu war es ihr noch immer, wenn auch die Briefe Erna's keinen directen Anlaß mehr gaben, als habe der kindliche Frohsinn derselben eine Einbuße erlitten, und ein leises Gefühl trieb sie unwillkührlich dies in Zusammenhang mit Silvia zu bringen, obwohl nie eine Sylbe der Klage in ihren Briefen über die Schwester ihr entschlüpfte.

In solchen Gedanken konnte Theresa den Moment kaum erwarten, welcher ihr Erna zurückgeben und sie wieder unter den Schutz ihres Mutterauges bringen werde.

Es schien fast, als wollte der Zufall auch hier sich wieder günstig einmischen, denn es brachte eben, da sie auf dem Orangerie-umstellten Platz vor der Thür ihres Hauses unsicheren Wetters wegen den Morgenkaffee einnahmen, der Postbote folgenden Brief von Silvia.

„Liebe Mutter!

Die Nachricht von der fortschreitenden Genesung Papas, welche auch Dein letzter Brief uns wieder gebracht, erfreute uns sehr und können wir uns somit der Hoffnung hingeben, ihn nach vollendeter Kur und Erholungsreise ganz genesen wiederzusehen.

Uns ist es immer recht gut gegangen, wie Du weißt. Onkel Thelemann ist jetzt zurück — morgen ist das Fest — und Alles macht sich hier auf,

um die schöne Welt und Luft außerhalb der großen Stadt zu genießen.

Wie gut es mir bei Tante Gretchen gefällt, habe ich oft genug ausgesprochen, aber die allgemeine Reiselust hat mich angesteckt, besonders folgender Veranlassung wegen: Die Baronin von Lemke, eine ältere sehr liebenswürdige Dame, mit welcher ich im Laufe meines hiesigen Aufenthaltes oft zusammen gewesen und die mir viel Zuneigung beweist, will eine Reise machen und irgendwo an einem Badeorte oder schönen Punkte, der ihr Lust erweckt, einige Zeit sich niederlassen. Sie will aber das alles nur, wenn sie eine Gesellschaft findet, welche ihr angenehm ist, und war so freundlich mir das Anerbieten zu machen, ich möchte sie begleiten.

Ich weiß nicht recht, soll ich es thun, soll ich nicht. Ein Bischen ernst und trocken wird das stete Zusammensein mit der alten Dame für mich wohl sein, so heiter und munter wie Tante Gretchen ist sie nicht, aber die weite Welt lockt mich doch sehr und ich möchte es thun. Wir gehen vielleicht bis nach Italien. Wer weiß, ob ich je noch die Gelegenheit bekomme, eine so schöne Reise zu machen. Es scheint mir doch als müsse ich es annehmen. Tante Gretchen ist auch der Meinung, daß das Anerbieten ein recht ungewöhnliches Glück für ein junges Mädchen ist, sie will mich nur nicht gern schon in wenigen Tagen missen.

Du weißt, liebe Mutter, ich bitte nicht oft um

Etwas und das läßt mich hoffen, Du wirst von Papa mir die Erlaubniß zu dieser Reise auswirken. Ich bitte Dich dies sogleich zu thun und mir umgehend zu antworten, denn noch am Ende dieser Woche soll die Reise angetreten werden.

Erna schwärmt schon von ihrem Aufenthalt im Forsthause, welcher nahe bevorsteht. Ich bekenne, daß ich bedeutend lieber ein Stück von der Welt sehen, als vier bis sechs Wochen in Waldnitz sitzen möchte. Erna wird sich trösten ohne mich dort zu sein. In acht Tagen kommt der Oberförster sie zu holen.

Sie kann mir keine Grüße auftragen, denn sie sitzt mit Tante Gretchen im Garten unten und der Diener geht eben zur Stadt und muß meinen Brief mitnehmen, da er Eile hat. Euerer gütigen Erlaubniß gewiß, bin ich mit besten Grüßen Deine Silvia."

Der Brief erregte die Gedanken des Elternpaares nach manchen Richtungen hin.

Vor Allem, wer war diese Baronin? Darüber mußte doch nothwendig erst Erkundigung eingezogen werden. Und nun diese Eile — „nein, nein, es geht nicht an," sagten beide auf den ersten Eindruck. Die Eile dazu, man hatte ja gar nicht mehr Zeit Tante Gretchens Urtheil einzuholen. Freilich, Silvia schrieb Tante Gretchen halte es für ein großes Glück — darin lag ihr Urtheil.

„Es ist schlimm," sprach Theresa, „daß ich Schwierigkeiten machen muß, da sie sich an mich wendet

und von mir die Erfüllung ihres Wunsches erwartet; aber ich muß es thun. Man läßt ein junges Mädchen nicht so in die Welt hinein reisen, wenn man ihre Begleitung, ihren Schutz nicht kennt. Es thut mir außerordentlich Leid, ihren schönen Plan durchkreuzen zu müssen" —

„Um so mehr, als das Fernsein so guten Einfluß auf sie ausübt," ergänzte Hippolyt —

„Und wenn wir Zeit genug gehabt hätten uns über die Dame genau zu unterrichten, so würden wir vielleicht nicht nöthig gefunden haben es abzulehnen," fuhr Theresa fort, „aber die Eile — und eigentlich liegt etwas Unklares darin, daß die Dame nur reisen will, wenn sie angenehme Gesellschaft findet, und doch wieder zu so großer Eile drängt."

„Das kann wohl Erklärung finden, wenn man z. B. annimmt, sie müsse zu einem bestimmten Termin zurück sein und könne also nur gleich oder gar nicht reisen," wandte Hippolyt ein.

„Das ist wahr," erwiederte Theresa, „es kann so sein; aber in dieser Sache müssen wir überall Gewißheit haben. Ich will Silvia sogleich schreiben, daß sie Unmögliches verlangt, wenn sie unsere Genehmigung auf diese ungenügende Auskunft hin beansprucht. Sie möge Tante Gretchen bitten mir ihre und Onkel Thelemann's Ansicht von der Sache mitzutheilen und über die Person und die Verhältnisse der Baronin bestimmte Angaben zu machen. Ist der Wunsch der letzteren, grade Silvia zur Begleiterin zu

haben, so groß, so wird sie ihr einige Tage der Reise, um welche sich die Reisezeit verkürzen würde, gern opfern. Wäre ich von der Geeignetheit der Baronin zu dieser Beschützerrolle überzeugt, so würde ich ja mit Freuden meine Einwilligung geben." „Ach, wie, wie gern, um Erna's willen," hallte es in ihren Gedanken nach.

Der Brief wurde geschrieben und Hippolyt fügte mit eigener Hand unter Theresa's Zeilen die Worte bei: „Sobald wir durch Tante Gretchen genügende Auskunft über die Baronin erhalten, die Dir dieses freundliche Anerbieten macht, kannst Du auf unsere Genehmigung Deines Reiseplanes rechnen."

Theresa legte noch ein Briefchen an Gretchen ein, um ihr selbst die Sache ans Herz zu legen und Hippolyt trug nun die Sendung schleunigst noch selbst auf die Post, deren Abgangszeit nahe war,

„Hätte mir Erna nur auch geschrieben," dachte Theresa, „ich würde leicht ihre Ansicht von der Sache dem Briefe entnommen haben, auch ohne daß sie sie ausgesprochen. Daß Silvia den Brief geschrieben während sie allein war, kann Zufall, aber auch Absicht gewesen sein. Nun, morgen kommt sicher meiner Erna Brief."

Erna schien aber nicht daran gedacht zu haben, wie Mama gerade in diesem Falle auf einen Brief von ihr warten werde; der folgende Tag brachte keinen Brief.

Am nächsten endlich kam der Brief, aber es war

wieder einer von den kurzen, dem wenig mehr zu entnehmen war, als daß das arme Kind Kopfschmerzen hatte.

Nein, Erna war der Aufenthalt bei Thelemanns nicht bekommen, trotz aller genossenen Güte und Freuden.

Theresa fühlte ihr Herz erleichtert in dem Gedanken, daß ihre Abreise nach Waldnitz bevorstand.

„Theuerste Mama," schrieb Erna, „heut habe ich wirklich Kopfschmerzen und Du bist so gut und erlaubst mir mich kurz zu fassen. Von Waldnitz will ich wieder mehr schreiben. Das gestrige Fest, welches bis an den Morgen währte, war höchst glänzend nach allen Richtungen hin. Onkel wurde viel Ehre erwiesen und er bewirthete die mehreren Hunderte seiner Arbeiter mit ihren Familien in ausgeräumten Arbeitersälen und im Freien. Tante Gretchen glänzte vor Stolz und Glück über ihren tüchtigen Mann und was sich alles um ihn gruppirt.

Silvia ist mit den Vorbereitungen zu ihrer Reise beschäftigt, auf Euere Genehmigung zählend. Euere Antwort wird morgen erwartet; demnächst soll gleich gereist werden."

Den Schluß machten noch einige Wünsche für das Wohl der Eltern und die Bitte wegen des flüchtigen Schreibens nicht zu zürnen ihrer „Tochter Erna."

Theresa's Unruhe war vor Hippolyt, welchem der Kur wegen jede Aufregung fern gehalten werden mußte, kaum mehr niederzuhalten. Sie hätte mögen

hin eilen, Erna zu sehen und Silvia's Reiseangelegenheiten selbst zu ordnen. Sie war sich gewiß im Herzen, so sehr sie auch wünschte, es möchten alle Umstände für die Reise sprechen, daß sie sie nicht gestatten würde, wenn auch nur ein Grund dagegen spräche.

Aber diese Reise mußte sie sich um Hippolyt's willen versagen. So harrte sie mit gespannter Erwartung der Antwort Silvia's und Gretchens entgegen.

Sie ließen aber warten, und als sie kamen, brachten sie die Ueberraschung der Abreise Silvia's.

Theresa erschrak in innerster Seele. Wie war das möglich auf ihren neulichen Brief, wie würde es auf Hippolyt wirken und was war nun zu thun?

Diese Fragen kreuzten schmerzlich in ihrem Kopfe. Sie las wieder und wieder, ohne es begreifen zu können.

„Liebe Mama," schrieb Silvia, „da Du und Papa gar keinen Grund zu dem Mißtrauen in die Baronin habt, wovon auch Tante Gretchen überzeugt ist, so darf ich also keine Bedenken tragen mit ihr zu reisen. Tante Gretchen wird Euch schreiben. Ich freue mich jetzt sehr auf die morgen anzutretende Reise. Ueber die Route ist sich die Baronin noch nicht klar, ich schreibe aber von dem ersten Aufenthalt, den wir nehmen. Die Baronin empfiehlt sich Euch bestens und dankt sehr für die ertheilte Erlaubniß und dies thut auch in nicht geringerem Maße Euere Silvia."

Gretchen schrieb: „Meine liebe, gute Theresa! So

soll ich nun wirklich die lieben Mädchen meiden, an die ich mich so gewöhnt habe und deren Entbehrung mir sehr schwer werden wird! Otto ist so betrübt wie ich, wir sehen aber ein, daß wir es nicht mehr ändern können und danken Dir und Deinem lieben Manne tausendmal, daß Ihr uns die Freude gegönnt habt.

Silvia hat schon keinen anderen Gedanken mehr als ihre Reise. Es wird tüchtig gepackt, denn morgen geht es fort. Ich begreife es, daß Ihr über die Baronin noch Manches hören möchtet, ich kann Euch aber auch nur sagen, was ich sehe und höre, sie genießt in unseren Kreisen Ansehen, scheint nicht unvermögend und reist alle Jahre in den Sommermonaten mit dieser oder jener Begleitung, da sie allein steht.

Ich glaube, es würde schwer sein Silvia von der Reise abzubringen, und was dann ihre Verstimmung für Folgen hätte, weiß ich nicht. Mir ist nichts bekannt was gegen die Reise spräche, obwohl ich auch nicht grade die Verantwortung der Entscheidung hätte auf mich nehmen wollen. Darum war mir's schon recht, daß Ihr die Erlaubniß für gewisse Fälle ertheiltet, die nach Silvia's Meinung alle eingetreten sind. Die Baronin war eben hier und hat sich auf's Mütterlichste für Silvia's Reisearrangements interessirt.

Sie ist eine noch hübsche, dicke Frau, vielleicht in den Fünfzigen, und hat ein ruhig zurückhaltendes

Wesen, das vielleicht aber nur, weil mein Alter kein Baron ist.

Silvia liebt die vornehmen Allüren vorzugsweise und hält sich gern zu den adlichen Kreisen. Ich bin freilich von Geburt eine Adliche, es scheint mir aber doch schon längst nicht mehr zweifelhaft, daß dieses angeborene Vorrecht meinen Werth wenig bestimmt und wenn mir zwei Fremde gemeldet werden, der eine „Herr Hinz" und der andere „Baron oder Graf von Kunz," so habe ich, bis ich sie kennen gelernt, weder für den Einen noch gegen den Anderen ein Vorurtheil. Ich denke, wer wache Augen hat, dem muß es eben so gehn, aber darin ist Silvia noch weit zurück.

Nun, wünschen wir ihr bei ihrer Frau „Baronin" viel Glück und eine recht schöne und genußreiche Reise. Wir hatten uns so hübsch miteinander eingelebt und sie wird mir sehr fehlen.

Uebermorgen kommt der Oberförster mein Herzblättchen Erna holen. Ich behalte sie also zwei Tage länger als Silvia, da kann ich mich allmähliger der lieben Gesellschaft entwöhnen.

Erna ist nur jetzt ein Bischen stadtluftig anzusehn, im Walde bei ihrer geliebten Lehrerin streift sich das hoffentlich rasch wieder ab. Heut hat sie Kopfschmerz und ist nicht aus ihrem Zimmer zu bringen. Die Trennung von Silvia wird ihr zudem überraschend schwer. Sie weint, wenn nur die Rede

davon ist, und Silvia zuckt die Achseln dazu, weil in ihrer Natur wenig Sentimentalität liegt.

Ich fahre auch mit Erna ins Grüne, wenn Silvia fort ist, damit sie Zerstreuung hat. Wir werden den zoologischen Garten besuchen, zu welchem Unternehmen wir immer noch nicht gelangen konnten, und ich rechne auf das ganze liebe niedliche und schreckliche Gethier allda, daß es mir helfe, Erna, welche die Thierwelt so liebt, zu unterhalten und ihrer Bangigkeit zu entrücken.

Ade, mein liebes Herz; wenn Erna abgereist ist, erhälst Du wieder Nachricht von Deiner treuen Grete."

„Du hattest ja meine Briefe an Silvia und Gretchen gelesen," sagte Theresa vorbereitend zu Hippolyt, als er aus dem Lesekabinet nach Hause kam, wo er täglich ein Stündchen am Vormittage die Zeitungen einzusehen pflegte, „ich mache mir Scrupel, ob ich auch meine Meinung klar genug ausgedrückt haben mochte."

„Darüber kannst Du ganz ruhig sein," entgegnete Hippolyt, „ein Zweifel war nicht möglich. Ich habe ja auch noch meine Ansicht kurz formulirt hinzugefügt."

„Um so unverständlicher ist mir" —

„Daß noch keine Antwort gekommen?" vollendete er ihren Satz. „Auch das darf Dich nicht befremden. Sie brauchen vielleicht noch Zeit hier und da Erkundigungen einzuziehen."

„Nein," entschloß sich jetzt Theresa schwer mitzutheilen, „wir stehen hier diesen eben eingegangenen

Briefen nach einer vollendeten Thatsache gegenüber. Silvia wird jetzt bereits zwei Tage auf der Reise sein. Ich begreife das Mißverständniß nicht, welches hier zum Grunde liegen muß."

Sie reichte dem Erstaunten die Briefe.

Sein ganzer Zorn, seine frühere Unzufriedenheit mit Silvia loderte wieder auf während des Lesens, Theresa bat ihn nur an seine Kur zu denken und recht ruhig zu sein.

„Silvia verspricht von dem ersten Aufenthalt zu schreiben, ich möchte Dich bitten mir nicht entgegen zu sein, wenn ich sodann mich sofort aufmache und ihr nachreise, um Licht in die Sache zu bringen. Sie wird doch dann von ihren Reiseplänen etwas zu sagen wissen?"

Hippolyt saß schweigend, der Ausdruck seiner Züge verrieth den größten Mißmuth.

„Für den Augenblick wollen wir an Schwager Thelemann telegraphiren — es kann ja eine Verzögerung der Abreise eingetreten sein — Falls sie noch nicht fort, solle Silvia unter keinen Umständen reisen, bis wir Weiteres bestimmt; auch erbitten wir Rückantwort."

„Ja, das muß sogleich geschehn," erwiederte Hippolyt aufspringend und den Hut ergreifend. „Ich gehe dies besorgen."

„Ich gehe mit Dir," rief Theresa, besorgt, ihn in der Aufregung allein zu lassen und schnell war sie bereit und verließ mit ihm das Haus.

Als die Depesche abgegangen war, ließ sich ruhiger überlegen. „Es ist hoffentlich nur Alles in der Form versehen und im Grunde nichts dabei zu besorgen,“ suchte Hippolyt sich und Theresa zu beruhigen. „Meiner etwas selbständigen Tochter werde ich sehr deutlich meine Meinung schreiben, sobald ich nur weiß wohin, und ihr auseinandersetzen, daß sie vorläufig noch zu gehorchen hat und das Recht der Selbstbestimmung nicht besitzt. Ob Du ihr nachreisen sollst oder nicht, das wird sich finden; der Telegraph ist noch schneller und das väterliche Wort wird doch wohl seine Wirkung behaupten.“

In Unruhe und Sorgen vergingen die Stunden, bis gegen Abend die Antwort einlief: „Silvia seit vorgestern früh abgereist. Dresden, sächsische Schweiz. Erna heut früh mit dem Oberförster.“

„So reise ich,“ sagte Theresa, nachdem beide einige Zeit schweigend verharrt.

„Es ist zum toll werden,“ brauste Hippolyt jetzt auf. „Ob man wohl seine Kur in Ruhe abwarten kann! Ich bin eben so außer mir bei dem Gedanken, Dich allein in die Welt hinein laufen zu lassen, dem thörichten Geschöpfe nach, Deine Gesundheit ihretwegen auf's Spiel zu setzen, als daß ich mich hier ohne Dich umhertreiben soll. Ich bin so an Dich gewöhnt, was wird aus meiner Kur, wenn ich für mich selbst sorgen soll? Keinesfalls lasse ich Dich reisen, bis wir Nachricht haben, wo wir sie finden und der Telegraph vorher seine Wirkungen erprobt.

Es kann morgen oder übermorgen schon ein Brief kommen."

Dieser kam auch wirklich an und zwar aus Dresden. Silvia bat darin ihr nicht zu zürnen, wenn sie etwas eigenmächtig in Angelegenheiten dieser Reise gehandelt habe, ihre Reiselust aber habe sie zu mächtig beherrscht und es gehe ihr auch vortrefflich. „Ich bin nie so heiter und glücklich gewesen als jetzt," schrieb sie, „mir wird Alles an den Augen abgesehn und ich weiß, schließlich wird Euch meine Handlungsweise ganz gerechtfertigt erscheinen. Die gute Baronin empfiehlt sich herzlichst. Wir bleiben noch einige Tage hier in Dresden im Hôtel de Saxe, wo ich auch von Euch vielleicht noch ein Briefchen erhalten kann, wenn Ihr bald schreibt. Ich bitte nochmals mir nicht zu zürnen, sondern lieber froh und zufrieden zu sein mit Eurer Silvia."

„Nun also, jetzt beginne der Telegraph seinen Dienst," rief Hippolyt und telegraphirte: „Ich protestire gegen die Weiterreise, Brief folgt nach."

Hippolyt schrieb nun an die Baronin, er bedauere, daß Umstände Silvia's Mitreise verhinderten, danke bestens für die seiner Tochter erwiesene Güte, müsse aber darauf bestehen, daß Silvia von Dresden sich nicht entferne, woselbst nicht lange nach diesem Schreiben die Mutter Silvia's eintreffen werde, um das Weitere zu veranlassen.

Theresa machte sich reisefertig um mit der nächsten Post dahin abzureisen. Hippolyt war auf's

Aeußerste verstimmt über die Nothwendigkeit, der er nicht zu entgehen wußte; auch quälte ihn der Gedanke, Theresa der unbequemen Postreise sich aussetzen zu sehn, und doch war ihm andererseits wohl, daß sie nicht mit Extrapost reisen wollte, weil sie dann ohne den mitgebrachten Diener nicht hätte reisen können, welcher ihm sehr gefehlt haben würde. Eine Dame ganz allein reisen zu lassen ist hier im eigenen Wagen nicht rathsam; die Post welche noch andere Passagiere befördert und unter dem Schutze des Conducteurs steht, ist sicherer als der eigene Wagen.

So überlegte Hippolyt, während er die telegraphische Rückantwort erwartete.

Statt ihrer kam mit der Abendpost ein zweiter Brief von Silvia, worin diese wenige Stunden nach dem zuerst geschriebenen Briefe meldete:

„Der Brief einer Verwandten der Baronin, welcher so eben anlangte und eine Zusammenkunft für Morgen an einem gewissen Punkte der Sächsischen Schweiz — der Name entfiel mir und die Baronin ist ausgegangen — anregt, bestimmte dieselbe noch heut abzureisen. Wohin wir dann gehen, wird von dem Zusammentreffen abhängig sein. Ich kann keinen Ort zum Empfange Eures Briefes angeben und schreibe selbst die nächsten Tage nicht. In einer Stunde geht es schon weiter.

Dresden ist sehr schön, ich wäre gern hier geblieben, allein, wo wir hingehen wird es auch schön sein.“

So war die Depesche erst nach der Abreise Silvia's nach Dresden gekommen und sie hatte sie gar nicht erhalten. Ebenso war der Brief umsonst geschrieben.

Und wo war Silvia jetzt? Und in welcher Gesellschaft?

Hippolyt begann sich so bedenklich aufzuregen, daß Theresa jetzt für seine Beruhigung zuerst besorgt war.

Deshalb sagte sie: „So übel die Sache ist und so bereit ich bin, zu reisen, so scheint mir doch jetzt im Augenblick wenig Aussicht, die Reisenden zu finden. Sage mir, was Du wünschest, was Dich beruhigen kann; das will ich thun.

Am Ende ist Silvia ein erwachsenes Mädchen und wenn sie es uns unmöglich macht über sie zu wachen, die Leitung ihres Schicksals noch in der Hand zu halten, so muß ich dieses Mal ihr Benehmen so unkindlich nennen, daß ich, trotz meiner Besorgniß um sie, vorläufig doch lieber Dich nicht verlassen möchte, als ihr nachreisen und sie vielleicht gar nicht finden. Beruhigt es Dich aber, so reise ich dennoch."

„Nein, reise jetzt nicht," entschied Hippolyt. „Sie verdient es nicht, daß wir uns durch ihre Eigenmächtigkeit und Rücksichtslosigkeit so aus unserem Gleise bringen lassen. Vermuthlich *will* sie sich auch gar nicht finden lassen, um nicht um die Reise zu kommen, und dann suchst Du sicher vergebens nach ihr.

Uebrigens machen wir uns doch vielleicht zu viel Unruhe um sie. Thelemanns müßten doch widerrathen, Erna gegen die Reise sich geäußert haben, wenn irgend etwas dagegen gesprochen hätte."

„Das denke ich auch," stimmte Theresa, um Hippolyt mehr und mehr zu beruhigen ein. „Wir können auch jetzt nichts weiter thun als das Beste hoffen Vielleicht schreibt Silvia bald wieder und es zeigt sich deutlicher, was wir zu thun haben."

So ruhte die Sache äußerlich. Im Stillen aber wirkte Theresa doch weiter, indem sie an Erna nach Waldnitz schrieb und sie veranlaßte, sich über Sylvia's Reise und die Baronin auszusprechen. „Es ist mir nachträglich auffallend, daß Du, mein Kind, nach welchem ich große Sehnsucht empfinde — über Silvia's Reiseplan auch nicht eine Silbe in Deinem, allerdings gerade sehr kurzen Briefe gesagt. Kannst Du etwas zu unserer Beruhigung sagen, so thue es, verschweige uns aber um Silvia's willen auch das Schlimmste nicht."

Mit diesem Briefe kreuzte sich der erste aus Waldnitz, seit Erna's Ankunft daselbst. Er war aber nicht von Erna, sondern von Julie. Erna hatte nur am Ende des Bogens einen „innigen Herzensgruß" mit eigener Hand hinzugefügt.

„Erna ist da," schrieb Julie, „und ich bin dessen von Herzen froh. Ich will Dir auch gleich davon Nachricht geben und habe es Erna abgenommen, die reisemüde und erkältet angekommen. Ich habe sie

heut nicht aus dem Bett gelassen, damit sie schnell ihr Uebelbefinden wieder los wird.

Sie ist zwar damit nicht einverstanden und sagt, sie wisse nicht, was ihr das Bett helfen solle, allein sie muß sich ausruhen und einige Tage ganz pflegen. Ihre ganze Stimmung zeigt, daß dies nöthig ist. Fieber hat sie nicht, sie behauptet auch es fehle ihr nichts, nur der Kopf sei ihr wüst und auf dem Herzen läge ein Druck. Ist es morgen nicht besser, so mag der Arzt kommen."

„Erna, mein Kind, Du krank und ich fern von Dir," klagte es durch die Seele Theresa's. Nun galt es doppelt fest die Hand auf dem Herzen halten. Hippolyt durfte ihre Sorge, ihre Sehnsucht nicht ahnen, es hätte ihm seinen ganzen Aufenthalt verbittert, seinen Reiseplan verdorben.

„Sie wird morgen selbst schreiben, daß sie wieder genesen," sagte sie so ruhig als möglich zu Hippolyt, der mit einem fast komischen Ausdruck verzweifelter Frage ihr in's Auge sah. „Hoffentlich ist es nur Erkältung. Sie mögen das herrliche Wetter nicht haben, welches uns hier begünstigt."

„Theresa", sprach Hippolyt sie in seine Arme schließend," Du bist eine Heuchlerin aus Liebe. Es ist aber das Beste was Du thun kannst. Ich verspreche Dir auch gern zum Dank, daß ich Dich, nachdem meine Kur beendet, frei geben und allein reisen will, wenn Erna noch nicht wieder gesund."

„Sie ist bei Julie so gut aufgehoben wie bei

mir,“ versicherte Theresa. „Ich bin vorläufig noch nicht besorgt.“

Am nächsten Tage schrieb Erna wirklich: „Julia war nur zu besorgt um eine Kleinigkeit, ich bin wieder gesund, das Residenzleben ist mir nicht sehr gut bekommen, ich soll nicht so frisch aussehen wie sonst und die gute liebe Julie hat große Pläne mit kuhwarmer Milch und der lieben frischen würzigen Waldluft. Die Hitze, unter welcher wir leiden, macht mich nur matt.

Zu sorgen um mich, das wäre Ueberfluß, meine Mama, ach meine Herzensma! Der gute Papa soll sich nur seine Kur recht gut bekommen lassen und Du Deine Gesundheit noch recht pflegen. Thu’ mir die einzige Liebe und schreibe mir, daß Du Dir durch Juliens Brief nicht hast Unruhe erwecken lassen. Du wirst sehen, ich schreibe jetzt täglich da in dem stillen Waldnitz Ruhe und Zeit zu Allem ist, daß meine Schwäche vorüber.“

Sie erzählte nun, von ihrer Reise mit dem Oberförster, von der Ankunft, dem herzlichen Empfange, dem Kinde. Von dem letzteren namentlich wußte sie viel zu sagen. „Ich begreife nicht,“ schrieb sie, wie so oft die Menschen sagen können: „kleine Kinder, ehe sie verstehen und sich äußern können, sind gräßlich“, und doch, wie oft habe ich es gehört, sogar von Vätern. Die merken nur nicht, daß ihnen eine feine Empfindungs- und Gedankenwelt verschlossen ist, mit welcher tausend reine kleine Freuden ihnen verloren

gehen. Es ist wie mit den Blumen, für welche auch nur ein feines Gemüth Verständniß hat.

Zu sitzen im Grünen, am kleinen Wagen mit dem schlummernden Kinde, drüben der dunkle schweigende Wald — und wachen, daß den süßen Friedensschlaf des kleinen hülflosen Wesens nichts störe — wie strömen da die Gedanken, wie schreiten sie von dem kleinen Punkte eines unentwickelten Daseins mit weiten, kühnen Schritten in das große Ganze, in die Unermeßlichkeit des Ewigen, von der Unschuld des Kindes zur Schuld des bewußten Menschen. —

O, das giebt zu denken, daß Kopf und Herz davon zerspringen könnten.

Julie will mir erlauben recht viel das Kind zu haben. Wenn sie im Hause beschäftigt ist, darf ich es immer im Freien warten. Ist die Sonne zu heiß, so fahre ich den kleinen Wagen hinüber an den Waldessaum. Da legt sich der Schatten am Nachmittage breit auf die Wiese und ich sitze im Grase und lausche auf die Stille um mich her, die noch durch das schlafende Kind erhöht scheint. Thut es dann seine Aeuglein auf und regt die kleinen Glieder, dann ist's wie ein Ereigniß, das fast den Charakter der Landschaft verändert. — Möchte nur das Wetter, welches heut gar so köstlich war, uns treu bleiben. Es ist in allen Zimmern dumpf und enge, draußen ist Unmittelbarkeit, da fühl' ich mich näher dem Weltgeist.

Ich saß den halben Nachmittag so allein, Julie hatte häusliche Beschäftigungen und es war ihr lieb, daß ich das Kind behütete. Dann kam sie und setzte sich zu mir und stopfte rothe Strümpfe für ihren Mann. Sie hat sonst so etwas nie gethan, jetzt macht es ihr Freude, daß Alles recht ordentlich und wohlerhalten sei.

Aber sie hat eine Grille dabei, die mir sehr wohlgefällt.

Sie thut solche Dinge nur in seiner Abwesenheit.

„Wenn ich's allein für mich thue und an ihn denke dabei und daß unsere Verhältnisse das gewissenhafteste Instandhalten und Conserviren der Sachen erfordern, da ist mir der schadhafte wollene Strumpf ein ganz achtbarer Theil meines lieben theuren Ganzen und ich finde keine Prosa an ihm. Sitzt mein Mann aber neben mir, so würde ich kein ganz behagliches Gefühl dabei haben. Er braucht nicht zu sehn wie das zu Stande kommt und daß ich's gerade thue.

Die Dienste, welche wir Frauen den Männern, die wir lieben, leisten, dürfen uns nicht in dem Lichte prosaischer Dienstbarkeit erscheinen lassen. Der Mann den seine Berufsgeschäfte den größten Theil des Tages in Anspruch nehmen, wird aus dem Anblick seiner Strümpfe stopfenden und Wäsche ausbessernden Frau auch keine große Erbauung schöpfen und sie braucht wahrlich nicht in den kurzen Stunden seiner Anwesenheit gerade solche Arbeit zu thun."

Ich finde das hübsch und richtig, wie Alles was die gute und kluge Julie thut.

Morgen schreibe ich wieder, meine theure Mama. Dem lieben Papa schickt tausend herzliche Grüße Eure Erna."

„Wenn man die heitere leichte kindliche Erscheinung dieses Mädchens nicht vor sich hat, so erscheint einem der Ernst ihrer Betrachtungen ganz ungewöhnlich tief," sagte Hippolyt nach Lesung dieses Briefes. „Hat man sie vor sich, so fallen solche Gedanken so leicht von ihrer Lippe, daß sie alle Schwere verlieren."

„Mich däucht doch, sie ist ernster als sonst," erwiederte Theresa. „Nun — jetzt ist sie in Waldnitz, da kann ich es ruhig abwarten, bis ich mich durch eigenen Augenschein überzeuge."

„Du hast wohl schon große Sehnsucht danach?" fragte Hippolyt mit unterdrücktem Vorwurf.

Sie blickte ihn liebevoll an. „Und wäre ich bei ihr," sagte sie, „dann hätte ich Sehnsucht nach Dir. Das ist Frauenleben. Bring' ich Dich erst ganz gesund heim, dann ist Alles gut. Wie froh müssen wir sein und wie dankbar, daß Du gesund geworden. Das muß eben noch befestigt werden.

Die Briefe Erna's gingen nun regelmäßig ein. Trotz der Abgeschiedenheit, in welcher das Forsthaus lag, wußte sie stets Mittheilungen zu machen über ihr Leben mit der freundlichen Wirthin, aus den Gesprächen, welche geführt wurden, über das Kind, den Wald, die Natur um sie her und den Gang des alltäglichen Lebens im Hause.

Auf die Frage der Mutter nach ihrer Ansicht über Silvia's Reise und warum sie bisher ganz dazu geschwiegen habe? erwiederte sie:

„Ich hoffte, meine gute Mama würde meine Gewohnheit in Betracht ziehen, über Silvia's Handlungen und Wesen nicht mit Worten zu urtheilen. Zudem schrieb Silvia damals Euch selbst mehr als sonst. Willst Du mir nicht mein Schweigen lassen? Es wäre mir eine große, große Wohlthat."

Sie wurde auch nicht mehr mit Fragen gedrängt, es konnte nicht mehr helfen. Silvia war fort und schrieb nicht mehr. Vielleicht gingen Briefe verloren, auf Reisen geschieht das wohl, wenn sie fremden Leuten zur Besorgung aufgetragen werden.

Als die Sorge am größten wurde und zugleich der Aufenthalt in Karlsbad sein Ende fast erreicht hatte, kam ein Brief. „Es geht mir sehr gut," schrieb Silvia, „ich hoffe ihr habt meine Briefe alle erhalten und seid recht wohl. Ich kann heut nur ein Lebenszeichen geben, denn wir reisen gleich weiter, es geht in die Schweiz. Eure Silvia."

Hippolyt zerknitterte die wenigen in sichtbarer Eile geschriebenen Zeilen zornig in der Hand.

„Wie traurig, daß die gewiß ausführlicheren Briefe gerade verloren gehen mußten," klagte Theresa und setzte niederblickend schüchtern hinzu: „Ich wüßte was ich wünschte" —

„Du willst, daß wir unsere Reise jetzt auch in die Schweiz lenken," sagte Hippolyt.

Sie blickte freudig auf. „Wir wollen es thun," sprach er entschlossen, „und den übermorgenden Tag zur Abreise festsetzen."

„Das befreit mein Herz," athmete Theresa tief auf. —

Viertes Kapitel.

Hippolyt und Theresa waren von Karlsbad kommend spät am Abend bei Regenwetter in Friedrichshafen am Bodensee angelangt, hatten nur im Speisesaal eine kleine Abendmahlzeit eingenommen und sich dann reisemüde zur Ruhe begeben.

Die Reise hatte Hippolyt, welchen das Einerlei seines Badelebens bereits ermüdete, frisch angeregt und er fühlte sich fast gänzlich im Besitz seiner früheren guten Gesundheit. Seine Stimmung ließ wenig mehr von der Trübung, welche sie durch Krankheit und in jüngster Zeit durch das Benehmen Silvia's erlitten, wahrnehmen. Das erfreute Theresa's Herz und dieses Herz bedurfte dieser Freude recht sehr; denn hatte es nicht seit Monaten um alle die Seinigen sorgen müssen, so daß ihm die Kraft versagen wollte, und sorgte es nicht noch immer bang und schwer um die Töchter und konnte zur Ruhe nicht kommen, bis es sie wieder hatte und alle bangen Zweifel gelöst sah?

Unterwegs war es noch nicht möglich gewesen eine Spur Silvia's zu finden, da sie auf anderem Wege das gleiche Ziel erreicht haben mochte. Wo aber sollte sie zuerst gesucht werden? In welchem Theile der Schweiz? Man hatte sich vorläufig von Karlsbad die Briefe nach Zürich nachbestellt und wollte dort jedenfalls einige Tage verweilen; hoffentlich folgte ihnen dahin eine Nachricht nach, welche ihnen festere Anhaltspunkte gab.

Hippolyt schlug sich am Morgen, als sie sich früh erhoben hatten, um mit dem ersten Dampfschiff über den Bodensee nach Rorschach zu gehen, vor die Stirn und sagte: „Warum ist uns denn nicht eingefallen Erna aufzutragen, daß sie uns jederzeit sogleich nach Empfang eines Briefes von Silvia schreibt wo diese sich befindet. Ich telegraphire sofort an den Oberförster.

Er zog sich eilig fertig an und ging auf das Telegraphenbureau um folgende Depesche abzusenden: „Hat Erna Nachricht von Silvia? Wo befindet sie sich? Wollen sie auf unserer Reise besuchen."

Theresa hatte indeß die Balkonthür geöffnet, da die Sonne hell vom heitern Himmel schien, und war hinausgetreten, begierig den See und die Landschaft zu betrachten.

Da lag der schimmernde See weitgestreckt vor ihren Blicken, im Vordergrunde umrahmt von Gärten und baumreichen Anlagen; drüben die fernen Ufer kaum zu erspähen. Mit Entzücken blickte The-

resa umher und freute sich des heiteren Wetters, das ihr den unverkürzten Genuß dieses herrlichen Schauspiels gewährte.

Hippolyt kehrte eben zurück und trat zu ihr hinaus. „Sieh," sagte sie, „wie heiter liegt das schöne reiche Bild in dem klaren Lichte vor uns, das von dem blauen Morgenhimmel strömt. Nur dort links am Horizont die Kette leichter Silberwölkchen deutet auf Wind und Unbestand des Wetters."

„Kette leichter Silberwölkchen?" lachte Hippolyt, „ha, ha, sieh doch näher zu, Theresa, und Du wirst Deinen Irrthum erkennen. Es sind die Alpen, der ewige Schnee ihrer Häupter erglänzt im Morgensonnenlichte wie Silberwölkchen."

Theresa stand überrascht. Das die gigantischen Riesen, das die wilde zerklüftete Felsenwelt? Das zarte bläulich schimmernde Weiß, die weichen, graziösen Formen starrer Fels mit ewigem Schnee? Der Eindruck war bewältigend. „Das hatte ich mir ganz anders gedacht," sagte Theresa nach einiger Zeit.

„Und Dein Bild wird für die nähere Bekanntschaft mit den Alpen nicht unähnlich sein," versetzte Hippolyt. „In der Ferne bringt die wechselvolle Beleuchtung die mannichfaltigsten Bilder hervor. Wie sie im Morgenlicht hell und schimmernd vor Dir liegen, so wird der Nachmittag sie Dir als blaue zackige Wand erscheinen lassen, die Abendsonne ihre Häupter mit rosiger Gluth vergolden und die Nebel sie ganz

verschwinden machen, als hätten sie niemals Dir den Horizont gekränzt."

Aber die Stunde drängte. Man hatte nur gerade Zeit zum Morgenimbiß und mußte sich dann an den Landungsplatz begeben um das Dampfschiff zu besteigen zur Fahrt über den blitzenden See nach Rorschach, von wo sie auf der Eisenbahn Zürich in kurzer Zeit erreichen sollten.

Das Dampfschiff war schattig überzeltet, ein leichter Morgenwind milderte die Gluth des heißen Julitages. Kleine Feldsessel standen einladend umher und unsere Reisenden ließen sich in der Nähe des Steuerrades behaglich nieder um die schönen Ufer zu betrachten, in deren Nähe das vollgedrängte Schiff sich hielt, bis es stolz wie ein riesiger Schwan in die offene weite Mitte hinaussteuerte.

Theresa senkte nun, über den Schiffsrand gelehnt, ihre Blicke in die aufsprühenden Schaumwogen am Radkasten, die die arbeitende Maschine aus der lichtgrünen Fluth in silbernen Funkenballen aufpeitschte, daß es im Sonnenschein einem funkelnden Diamantentanz glich. „Ob es Silvia gesehen haben mag?" sagte sie zu Hippolyt und dachte still hinzu: „Wie würde Erna an dem entzückenden Bilde der ganzen schönen Seefahrt sich ergötzen."

Als sie nach einiger Zeit in Betrachtung versunken gesessen, blickte sie auf und gewahrte Hippolyt im Austausch einiger die Gegend betreffender Bemerkungen

mit einem Fremden von stattlichem und interessantem Aeußeren.

Es war eine hohe kräftige Erscheinung in eleganter Reisetoilette, welcher jedoch jeder Anstrich von Geckenhaftigkeit gebrach. Die Züge waren von edlem Schnitt, umrahmt von blondem Vollbart, der Ausdruck sinnenden Ernstes, hier und da ein rasches, scharfes Umblicken, verliehen dem frischen männlichen Gesicht einen ungewöhnlich anziehenden Charakter und Theresa's Auge haftete einen Angenblick unwillkührlich gefesselt daran, während der Fremde, den Hut von einer schönen Denkerstirn hebend um sich seitwärts gegen die Sonne zu beschatten, nach den jenseitigen Ufern deutete und sich mit Hippolyt über die Lage der Ortschaften verständigte, deren Fensterscheiben im Morgenlicht herüberblitzten.

„Ist Ihr Reiseziel Zürich, wie das meinige?“ hörte Theresa Hippolyt sagen, nachdem eine Pause eingetreten.

„Für den Augenblick, ja“ erwiederte der Fremde, „es ist jedoch möglich, daß ich dort nicht längere Zeit verweile.“ Er schwieg und seine Brust hob sich wie von unterdrücktem Seufzen. Theresa dachte, es ist wohl auch keine heitere Veranlassung, welche ihn die sonst so schöne Reise machen läßt, wie bei uns, und unwillkührlich blieb sie aufmerksam auf die Fortsetzung des Gesprächs.

„So erwarten sie dort nähere Bestimmung, wie

auch wir“, bemerkte Hippolyt und lenkte, um das Gespräch über dieses Thema nicht weiter zu führen, die Aufmerksamkeit des Fremden auf einige Reisende, und in verschiedenen gleichgültigen Bemerkungen spann sich das Gespräch noch eine kurze Zeit fort.

Der Schiffscapitän hatte inzwischen unfern gestanden und zuweilen einen prüfenden Blick auf den Fremden geworfen, als fordere sein Anblick ihn zu tiefem Nachdenken heraus.

Dem Fremden schien dies nicht zu entgehn und entweder belästigt von dieser schweigenden Beobachtung oder in einer plötzlichen Eingebung wandte er sich mit irgend einer Frage ihm plötzlich zu.

Der Capitän beantwortete sie höflich und setzte dann hinzu: „Ich habe den Herrn schon immer betrachtet, ich konnte es gar nicht herausbekommen was mir bekannt von ihm erschien. Jetzt weiß ich es ganz gut. Es reiste vorige Woche ein Herr mit dem Schiff, der Ihnen, mein Herr, so ungemein glich, daß das blonde und schwarze Haar und der Gesichtsausdruck nur den einzigen Unterschied ausmachte. Ist der Herr vielleicht ein Verwandter von Ihnen?“

Ueber die Züge des Fremden legte sich langsam eine dunkle Gluth, bei diesen Worten, doch zuckte keine Miene an ihm, als er mit anscheinendem Gleichmuth die Achseln zuckte. „Es werden oft Aehnlichkeiten zwischen mir und Anderen gefunden,“ sagte er: doch wäre es möglich — der Herr reiste auch von Friedrichshafen nach Rorschach?“

„Nein,“ entgegnete der Capitän, „ich irrte mich eben. Ich war nach Lindau hinüber und fuhr von da mit ihm und seiner jungen Frau nach Rorschach, wo ich sie aus den Augen verlor.“

„So schien mein — Ebenbild also verheirathet?“ warf der Fremde noch hin.

„Ja wohl, mein Herr, sie schienen auf der Hochzeitsreise zu sein, es herrschte große Zärtlichkeit,“ schloß der Gefragte lächelnd und folgte einem an ihn ergehenden Rufe in seine Cajüte.

Der Fremde wandte sich und schritt langsam durch die Menge auf dem Verdeck dahin. Hippolyt ließ sich neben Teresa nieder.

„Eine interessante Erscheinung,“ sagte sie mit Bezug auf den Fremden, „doch glaube ich, ihn drückt irgend ein Kummer.“

„Es hat den Anschein,“ bestätigte Hippolyt, „der Klang seiner Stimme hat etwas Melancholisches und der Blick seines Auges ein suchendes Sinnen.“

„Die vielgestaltige Sorge,“ seufzte Theresa, „sie fehlt wohl Keinem, nur trägt sie bei Jedem ein ander Gesicht. — Was thun wir, Hippolyt, wenn wir Silvia nicht finden?“

Hippolyt schwieg einige Augenblicke, dann sagte er: „Die ganze Angelegenheit ist so unklar und närrisch, daß es gerade so gut eine Narrheit von uns sein kann dem Mädchen nachzusetzen, als höchst nothwendig zur Verhütung irgend eines Unglücks oder einer nicht gut zu machenden Ungehörigkeit. Man

möchte entweder die Hände in den Schooß legen und ruhig abwarten — oder rasend werden vor zorniger Ungeduld. — In Zürich erhalten wir hoffentlich bald die Depesche von Erna, aus welcher sich Weiteres ergeben wird."

Nach einer Pause setzte er grollend hinzu: „Silvia soll übrigens nach ihrer Heimkehr kennen lernen, was es heißt, elterliche Rathschläge und Gebote mißachten. Es sollen von da an sehr andere Saiten mit ihr aufgezogen werden."

„O, wenn wir sie erst wiederhaben, dann wollen wir zufrieden sein und nicht zu streng mit ihr in's Gericht gehn," sagte Theresa erregt. „Jugend denkt nicht weit und legt sich das Schwerste leicht zurecht."

Hippolyt blickte Theresa ernst in's Auge. „Und Erna?" sprach er, „sie ist auch jung, und Du wirst nicht annehmen, sie hätte in gleicher Lage eben so gehandelt."

„Erna" — wiederholte Theresa bewegt, doch sie setzte nichts weiter hinzu; sie reichte nur Hippolyt die Hand, als wolle sie sagen, wir sind verbunden für's Leben und tragen zusammen und theilen Alles.

Der Fremde kam langsam wieder heran. Er blieb in der Nähe stehen und schaute an das jenseitige Ufer, als könne er den Augenblick der Landung nicht erwarten; dann athmete er tief und trat noch die letzten Schritte mit der Bemerkung näher: „Je schneller die Transportmittel der heutigen Zeit uns von einem Ort zum andern befördern, je ungeduldiger

wird man. Man zählt die Viertelstunden, und hadert mit jeder Minuten kostenden Verspätung."

Er zog die Uhr und sah nach der Zeit. „Wir kommen wenigstens um zehn Minuten zu spät."

„So," entgegnete Hippolyt unruhig geworden, „wir werden doch nicht den Anschluß an die Bahn verfehlen? Was sollte man viele Stunden in Rorschach."

„Das wird nicht eintreten," erwiederte der Fremde. „Ich hatte nur gehofft vor Abgang des Zuges in Rorschach ein kleines Geschäft erledigen zu können, um nicht zurückbleiben zu müssen. Es wird nun freilich nothwendig werden. Nun, gleichviel — die Schweiz ist überall schön und es giebt in der Umgegend Rohrschachs einige schöne Punkte zu sehen, ein altes Kloster auf der Höhe über der Stadt, das Schloß, und vom Roßbühl, der eine Stunde von der Stadt gelegen ist, den Einfluß des Rheins und der Ache in den Bodensee. Der Rhein!" wiederholte er mit dem sinnenden Ausdruck in den Zügen, der ihm zuweilen eigen war, „ich will doch auch seinen Ursprung sehen, durch das Rheinthal, die Via mala auf den Splügen gehen. Sie kennen diesen Theil der Schweiz schon?" Er verneigte sich gegen Theresa.

„Nein," sagte sie, „ich war niemals in der Schweiz."

„Dann stehen Ihnen große Genüsse bevor," fuhr er fort, „wenn Sie anders den damit verknüpften Strapazen gewachsen sind."

„Da mein Mann zu seiner Erholung auf den

Gebrauch Karlsbads reist, so werden wir anstrengende Touren meiden," erwiederte Theresa und fügte, da sie an dem Fremden ein eigenes Wohlgefallen empfand, das Gespräch fortsetzend noch hinzu: „Wir halten diesesmal trotz alles verlockenden Reizes den Gesichtspunkt fest, mit der wiedergewonnenen Gesundheit meines Mannes so bald als möglich glücklich daheim bei unseren Töchtern zu sein."

„Das läßt sich verstehen," sagte der Fremde, „und glücklich die „Töchter" und „Söhne", über welche noch ein Vater- und Mutterauge wacht." Er that wieder jenen eigenthümlich tiefen Athemzug, welchen Theresa bemerkt und als das Zeichen einer geistigen Bedrückung erkannt hatte.

Er hat einen Kummer, sagte sie sich wieder und betrachtete ihn, da er jetzt zur Seite schaute, aufmerksam. Er mochte einige dreißig Jahre alt sein. Der ernste männliche Ausdruck seines Wesens und seiner Züge entsprach dem vollständig. An seiner ganzen Erscheinung war Alles voll entwickelt, man erhielt den Eindruck ganzen vollen Menschthums durch sie, und obwohl die Unterhaltung sich nur oberflächlich fortgesponnen hatte, so fühlten sowohl Hippolyt als Theresa den Wunsch, sie fortzusetzen, wie man nach einem flüchtigen Blick auf ein schönes Bild, ein Kunstwerk, den Trieb empfindet, es länger zu betrachten, es zu studiren.

Allein man näherte sich dem Lande, die Reisenden machten sich fertig an das Land zu steigen, der Fremde

ergriff seinen Plaid, einen eleganten kleinen Handkoffer und Regenschirm, grüßte und nahm seinen Standpunkt dicht an der Stelle des Schiffsdecks, von welcher aus die kleine Landungsbrücke an's Ufer geschoben werden mußte.

Er war der Erste, welcher sie betrat und am Ufer unter der Menge sich verlor.

„Wir sehn ihn in Zürich oder auf irgend einem andern Punkte der Schweiz wohl wieder," sprach Hippolyt. „Es wäre gerade der Reisegefährte, welchen ich mir wünschen würde. Ruhig, einfach und doch anziehendes Interesse bietend.

Ich mag die unruhigen Leute nicht leiden, die stets denken, im Wortschwall liege das Geistvolle, in der Steigerung des Ausdrucks die Tiefe der Empfindung. Solche Aufgeregtheit ist fast stets ohne wahren tiefen Gehalt. — Doch komm, wir müssen eilen, der Zug steht zum Abgange bereit."

Das schöne lachende Zürich, das sich so anmuthig am nördlichen Ende des lieblichen Sees und an den beiden Ufern der ihm entströmenden Limmat lagert, ladet den Reisenden auf's Freundlichste zum Verweilen ein.

„Hier wollen wir bleiben, so lange es uns vergönnt wird," sagte auch Hippolyt zu Theresa, nachdem sie die erste Umschau gehalten und hochbefriedigt von derselben nach dem weltkannten Hôtel Baur, gegenüber der Post, zurückkehrten, um nach Depesche und Briefen zu fragen, die sie hier erwarteten.

Die Depesche aus Waldnitz war auch richtig angekommen; auf Erna und die Waldnitzer konnte man zählen. Sie lautete:

„Kein Brief von Silvia seit acht Tagen. Mein letzter sollte sie vor sechs Tagen in Ulm treffen.

Eure Erna.“

Es war wenigstens ein Fingerzeig, daß Silvia sich wirklich auf dem Wege nach der Schweiz befunden und wahrscheinlich auch Zürich berührt hatte.

Für den Augenblick war also geboten, hierselbst Nachforschungen nach der Baronin Lemke und ihrer Begleiterin anzustellen und zugleich einen von Karlsbad nachzusendenden Brief von Silvia abzuwarten, der doch sicher endlich einmal ausführlich lauten und einen Ort angeben mußte, wo Briefe sie antreffen konnten. Inzwischen konnte man mit Bequemlichkeit Parthien in die reizende Umgegend machen, den Uetli ersteigen, den See befahren und überall die Spur Silvia's suchen.

Einige Tage waren den Reisenden bereits diesen Beschlüssen gemäß verflossen. Sie hatten ihre Nachforschungen mit keinem Erfolge gekrönt, aber endlich langte ein längerer Brief Silvia's, begleitet von einigen Zeilen der Baronin, an.

Mit unendlicher Herzbefreiung entnahmen Hippolyt und Theresa diesem Schreiben, daß Silvia nicht allein ein Gefühl von der Ungehörigkeit ihres letzten Benehmens zu hegen schien und diese Erkenntniß

weichere Seiten ihres Wesens entwickelte, als sie bisher gezeigt; sie erfuhren auch Näheres über ihre Reise und die Art derselben, die eine sehr vornehme zu sein schien.

Es wurde nur erste Klasse gereist, alles Sehenswürdige, was an ihrem Wege lag, genossen und Silvia kam mehrmals auf Hindeutungen zurück, als werde und müsse der Gewinn ihrer jetzigen Erlebnisse später auch den Eltern als ein großer erscheinen. Zugleich bat sie unter ähnlichen Versicherungen, sie in der Zeit nicht zu beschränken und ihr zu gestatten, ihre jetzigen Verhältnisse nicht abzubrechen.

„Die Baronin wird wahrscheinlich den Winter an irgend einem südlich gelegenen Punkte zubringen und bittet Euch in anliegenden Zeilen, mich ihr vorläufig in's Ungewisse hinein zu überlassen. Ich weiß, Ihr könnt meine Abwesenheit leicht ertragen und es gäbe demnach keinen eigentlichen Grund mir die Erlaubniß zu versagen. Ich gestehe zu, daß ich eine eigenwillige Natur bin; aus diesem Grunde aber sollte es Euch leichter werden mir eine größere Selbständigkeit zuzuerkennen und mich die Folgen meines Wesens endlich selbst auf mich nehmen zu lassen. Ich bin auch kein Kind mehr. Gönnt mir das Reiseleben. Ihr wünschtet sonst oft, es möge eine Liebhaberei, eine bestimmte Neigung für irgend Etwas in mir erwachen: Jetzt ist sie da, ich liebe das Reiseleben, ich bin außer mir bei dem Gedanken es aufgeben zu sollen, und ich bitte Dich, mein Vater, den

mütterlichen Bedenken zu gebieten und mir Erlaubniß, dieses schöne Reisedasein fortsetzen zu dürfen, zu ertheilen.

Zugleich bitte ich Dich, mir einiges Geld zu senden. Ich habe leider meine Brieftasche verloren, in welcher sich meine ganze Barschaft befand, und bitte die Sendung an das Banquierhaus M. in Como, mit welchem die Baronin in Beziehungen steht, zu richten. Ich hoffe gleichzeitig endlich eine ausführliche Nachricht von Euch daselbst vorzufinden, die mir Euere gütige Zustimmung zu meinen Plänen überbringt."

Der Brief der Baronin sprach in kurzen warmen Worten ihre Freude an der Gesellschaft ihrer jungen Gefährtin aus und erbat, unter Versprechungen der liebevollsten Obsorge für Silvia's Wohl, die Genehmigung zur Verlängerung ihrer Reise auf ungewisse Zeit. „Wir gehen für's Erste an irgend einen der italienischen Seen und suchen uns dort in einer der kühlen schönen Villen einen Aufenthalt, bis die heiße Zeit vorüber ist und ich noch südlicher ziehe, ein mildes Klima für meine angegriffene Gesundheit aufzusuchen," schloß der Brief, welcher aus dem Postgasthofe zum Splügen, also bereits auf der Reise nach Oberitalien, datirt war.

„Nun," sprach Hippolyt, nachdem er die Briefe gelesen, so mag die Sache ihren Lauf haben. Ich gebe meine Einwilligung, es bleibt wirklich nichts Anderes übrig. Silvia's Charakter ist, wie sie sehr

richtig selbst erkennt, von der Art, daß sie durch eigene Erfahrung allein lernen wird; und lernen muß sie, mit Mißtrauen und Widerstand allein ist nichts gethan. Vielleicht fährt sie fort, in einer größeren Selbständigkeit sich günstig umzugestalten. Lassen wir ihr die Freiheit der Selbstbestimmung. Schließt sich ihr Gemüth einmal jemand an, wie dieser Baronin, so wäre es ja grausam sie loszureißen, und wir hätten unter den Folgen sicher zu leiden, bei dem unliebenswürdigen Temperament des Mädchens."

„Darauf käme es uns nicht an, gälte es das Beste Silvia's," warf Theresa ein.

„Ich wünsche aber die Sache jetzt als abgemacht zu betrachten," erwiederte Hippolyt. „Sollte ich etwa jetzt eilig nach Como reisen, um dann die Beiden bereits wieder abgereist zu finden und ihnen wo anders hin nachzusetzen? Diese aufregende Hetzjagd in anstrengenden Touren würde jedenfalls genügen, mich um den Erfolg meiner Kur zu bringen. Silvia hat das nicht um uns verdient, und so hart das klingen mag, so bin ich, wie ich glaube, vielleicht noch nie väterlicher gegen sie gesinnt gewesen, als in dem Augenblick, wo ich den zurückgewiesenen Rath und Schutz auch wirklich zurückziehe. Ich schreibe sowohl ihr als der Baronin sogleich."

Sein Brief an Silvia lautete kurzgefaßt wie folgt:

„Du hast, liebe Tochter, durch Dein eigenmächtiges Verfahren in Angelegenheiten Deiner Reise uns in einer Zeit viel Sorge und Aufregung verursacht, in

welcher Du, meine Kur berücksichtigend, Dich ganz besonders davor hättest hüten müssen. Wir haben uns auch die ganze Zeit seit Deiner Reise ohne auskömmliche Nachricht von Dir befunden, und Du wirst bei einigem Nachdenken Dir selbst sagen müssen, daß Du Deine kindliche Stellung durchaus mißbraucht hast. Indeß — es ist geschehen. Ich bin es satt, unsere Güte und Liebe als eine Fessel, die Dich an uns schmiedet, von Dir betrachtet zu sehn; gelüstet es Dich so sehr, sie von Dir abzustreifen, so gehe hin. Ich verschließe mein Haus nicht vor Dir; erhältst Du Dich würdig, darin mit uns zu leben, so kehre wieder ein bei uns, und die alte Güte und Liebe erwartet Dich daselbst; doch diese Bedingung wird die maßgebende sein. Siehe denn zu, daß Du von Deiner so frühzeitig ertrotzten sogenannten Selbständigkeit einen richtigen und erlaubten Gebrauch machst und ich will Dir von Herzen gute bildende und angenehme Folgen Deiner Handlungsweise wünschen. Ich muß auf den richtigen Tact Deines Herzens rechnen, wenn ich Deinem Willen nachkomme und die Erlaubniß zur Fortsetzung Deiner Reise ertheile."

Theresa schrieb unter diesen Brief: „Der Segen des Himmels begleite Dich und führe Dich uns glücklich und zufrieden mit Dir selbst wieder zu."

Die Baronin bat Hippolyt in seinem Schreiben an sie, sich durch das Mißtrauen ängstlicher Elternherzen nicht beleidigen zu lassen. Silvia trage die Schuld, sie nicht genügend in Kenntniß über die Person und

die Verhältnisse ihrer gütigen Gönnerin gesetzt zu haben, und es sei nicht leicht, ein unbeschütztes Kind, namentlich ein junges Mädchen, in Verhältnisse eintreten zu lassen, von denen einem nichts Näheres bekannt sei. Das Geschehene sei zweifellos eine Ungehörigkeit, er wolle jedoch hoffen, daß sie für sein Kind nur glückliche und heilsame Folgen tragen werde.

Zugleich sprach er den Wunsch aus, die Baronin möge Sylvia erinnern, fleißig ausführliche Nachrichten nach Hause zu geben; das sei eine Pflicht der Pietät, welcher die Tochter sich nicht entschlagen dürfe, und bis jetzt habe Silvia sehr darin gefehlt.

Diesen beiden Schreiben wurde noch eine für die gegebenen Verhältnisse reiche Summe beigefügt 'und Silvia der Rath ertheilt, ein andermal vorsichtiger zu sein und das Geld nicht wieder entwenden zu lassen oder es zu verlieren, und so ging die Sendung an die genannte Adresse in Como ab.

Hippolyt hatte das Talent über abgemachte Dinge nicht weiter nachzusinnen und fühlte sich befreit aus der drückenden Ungewißheit zu einem bestimmten Schluß gelangt zu sein. Seine Stimmung und sein Befinden hoben sich sichtlich und er gestattete auch Theresa nicht länger, sorgenden Gedanken um Silvia Raum zu geben.

Nachdem man die Hauptparthien in nächster Umgebung Zürichs genossen, beschloß Hippolyt, dessen Urlaub nur noch eine kurze Freiheit von wenigen Wochen gestattete, die schöne und interessante Fahrt den 8 Stunden langen See entlang zu machen und

von da zu Wagen nach Wesen am Wallensee und zu Schiffe nach Murg zu fahren, von wo aus er das Denkmal eines im See beim Baden verunglückten hochgeschätzten Jugendfreundes besuchen wollte, welches ihm, dem uneigennützigen Volksfreunde, das dankbare „deutsche Volk“ nach seinem erschütternden Tode errichtete.

An einem herrlichen Morgen wurde der Beschluß in Ausführung gebracht. Die Reisenden bestiegen das Dampfschiff und sahen mit Entzücken die reichbebauten, mit Villen und Gärten gezierten Ufer an sich vorüberziehen.

Plötzlich gewahrten sie den interessanten Fremden wieder unter den Mitreisenden.

Er näherte sich ihnen auch im Laufe der Zeit und fragte, ob ihr bisheriger Aufenthalt in der Schweiz ganz nach Wunsch verlaufen sei?

Theresa versicherte: „O, mehr als das. Wir haben unendlich viel Schönes genossen,“ und Hippolyt setzte gewandt hinzu, „der rechte Genuß aber wird uns doch erst jetzt erblühen, Theresa, da unser Herz von einem Drucke befreit wurde, unter welchem wir beide wohl mehr gelitten haben, als wir uns gegenseitig eingestanden.“

Sie sah liebevoll zu ihm auf und schwieg. Der Fremde that wieder den langsamen schweren Athemzug.

„Ja,“ sagte er ruhig, „es reist sich wohl ganz anders mit leichtem Herzen, als mit schwerem. Der Unterschied in der Stimmung mag auf Reisen, unter

dem fortwährenden Wechsel neuer Eindrücke noch empfindlicher sein, als daheim. Ich gratulire deshalb zu Ihrer Herzbefreiung."

„Und ich wünsche sie Jedem," sagte Theresa innig, „und gründlicher und unbedingter noch, als sie uns widerfahren." Sie konnte sich dabei nicht enthalten einen theilnehmenden Blick auf den Fremden zu richten, welcher ihn zufällig auffing.

Er blickte einen Augenblick vor sich hin, dann sagte er warm und offen: „Vor dem feinen Blick eines weiblichen Auges ist keine Mauer, kein Schloß noch Riegel ausreichend, die Existenz einer Sorge zu läugnen, wenn sie einmal da. Vielleicht hilft Ihr gütiges Wünschen auch die meinige zerstreuen; aber freilich — wir müßten an das „Berge-Versetzen" glauben. — Doch — das ist kein Reisegespräch. Erlauben Sie mir die Frage: „Wohin richten Sie zunächst ihre Tour?"

Es lag ihm entschieden daran abzubrechen und Hippolyt erzählte, darauf eingehend, von ihren Plänen, den Reisenden fragend, ob er vielleicht das gleiche Ziel verfolge?

„Das nicht," erwiederte er, „ich bin durch erhaltene Nachrichten bestimmt worden, sogleich an den Comersee zu gehen, eines Zusammentreffens wegen, welches durch Zögerung leicht verabsäumt werden könnte."

„Hörst Du, Theresa? an den Comersee geht der Herr," bemerkte Hippolyt zu seiner Frau gewendet, „da könnte er Grüße von uns mitnehmen."

Theresa schien zu erschrecken bei diesen Worten Hippolyt's und sagte in einer ihr selbst nicht ganz erklärten Hast: „Wir können nur leider nichts Gewisses angeben.“

Hippolyt, stutzig geworden, dachte jetzt auch, vielleicht ist es besser dieses Zusammentreffen zu unterlassen, und so wurde nichts weiter darüber gesagt. Da man aber bis Wesen die gleiche Tour verfolgte, so blieb man zusammen und fand gegenseitig mehr und mehr Wohlgefallen aneinander.

Als man sich dann getrennt hatte, bedauerte Hippolyt, nicht nach Wohnort und Beruf des Fremden gefragt zu haben. „Ich hätte in diesem Falle einmal von meiner Gewohnheit lassen können, dergleichen neugierige Fragen, unter welchen ich, sobald sie an mich gerichtet sind, bitter leide, auf Reisen nicht zu thun,“ sagte er, „es interessirt mich in der That, zu wissen wer der Fremde ist und nun treffen wir ihn nicht wieder, da sich unsere Wege theilten und wir in Kurzem heimwärts kehren.“

Auf dem Schiffe unterhielt der Capitain des Dampfbotes die Reisenden durch Mittheilungen über den Unglücksfall, welcher das schöne reiche Leben eines durch sein öffentliches Wirken allbekannten Mannes jäh geschlossen.

Beim Baden im heiteren Gespräch mit dem Kahnführer, der ihn in die Mitte des See's hinausgerudert hatte, von einem Nervenschlage getroffen, verschwand er lautlos in die Tiefe und niemals erschien

sein Leichnam wieder auf der Oberfläche des tiefen See's, dessen zerklüfteter mit tiefer Schlammschicht bedeckter Boden sein Opfer festhielt, trotz aller nachmaliger Bemühungen, es ihm abzuringen.

„Wie konnte man nur wünschen ihn wiederzufinden, wenn es nicht gleich geschah," sagte Theresa. „Er soll ein großer Charakter, ein schöner stattlicher Mann gewesen sein — konnte er eine würdigere Grabstätte finden, als diesen herrlichen See von stolzen Felsen umgeben, deren Häupter im Abendsonnenstrahl erglühen, wie einst seine Stirn von edler Begeisterung? Konnte er einen schöneren Tod haben, als diesen plötzlichen, im Augenblick wonnigen Wohlbefindens, in der Fülle der Lebenskraft."

„Und auf der Höhe geistigen Strebens, im Vollbesitz einer herrlichen Entwicklung seiner hervorragenden Gaben," setzte Hippolyt, den geschiedenen Freund schildernd, hinzu. „Da war noch kein Abnehmen der Kraft, trotz seiner fünf — sechs und fünfzig Jahre, kein Nachlassen des nahenden Alters, — wie bei mir," schloß er trübe.

„Hippolyt," rief Theresa schmerzlich berührt aus. „Wie Unrecht thust Du, ein acutes Kranksein, das bereits wieder glücklich überwunden, dem Alter Schuld zu geben. Du hast noch gar kein Recht dazu, mit Deinen acht und vierzig Jahren vom Alter zu sprechen. Fühlst Du Dich noch nicht wieder im Vollbesitz Deiner Kraft, so siehst Du sie täglich wachsen und Dein Aus-

sehn straft alle besorglichen Gedanken bereits Lügen. Wozu also so trübe Ideen, die mich traurig machen. Die volle Wirkung der Kur zeigt sich mit jedem Tage mehr und steigt bis gegen Weihnacht, nach dem Ausspruch des Arztes. Denke also, wie jung und stark Du da noch werden wirst," scherzte sie liebreich, indem das Schiff an der Station Murg anhielt, wo sie aussteigen wollten.

Sie nahmen im Dorfe einen Führer zu dem Denkmal am Berge und stiegen langsam hinan, dann oben auf den Bänken, welche bei dem Denkmal freundlich zum Verweilen laden, ruhend, in Erinnerung an den Todten und den herrlichen Blick auf den See und die gegenüber befindliche Felswand der Sieben Kurfürsten genießend.

Der Führer wurde entlassen und die Reisenden verlebten an dem schönen ernsten Punkte, welcher die Gedanken anregte und sie mit den Geschicken der Völker verband, mit denen das Dasein und Wirken des Verunglückten so eng verknüpft gewesen, eine jener Weihestunden des Lebens, welche uns stets in Erinnerung bleiben und das Gute und Edle, das in uns ist, wecken und fördern.

Ihr nächstes Ziel war für heut nur noch Wallenstadt am Ausgange des Sees; morgen wollten sie nach Ragatz, um da wieder einige Tage zu verweilen und mit Bequemlichkeit das berühmte Bad Pfäfers in der interessanten und wildromantischen Tamina-Schlucht zu sehen.

Der Verlauf unserer Erzählung erfordert indeß nicht ein weiteres Erwähnen ihrer Reiseerlebnisse und der Schönheiten, welche ihnen die herrliche Natur der Schweiz auf allen Wegen bot; es genügt zu berichten, daß Hippolyt seinen Aufenthalt in der Schweiz ausdehnte, so lang sein Urlaub es ihm gestattete, und dann auf dem kürzesten Wege nach der Heimath zurückkehrte.

Mit unruhiger Sehnsucht sah Theresa den Augenblick herannahen, welcher ihr Erna nach so langer Trennung wiedergeben sollte und zählte die Stunden, die ihr zu langsam rollten.

Der Briefwechsel war ein sehr reger geblieben und hatte den Muth Theresa's, das Getrenntsein zu ertragen, am besten unterstützt; dennoch sagte sie sich, daß zweifelsohne eine Veränderung mit Erna vorgegangen sei, und konnte nur schwer daran glauben, diese sei allein durch das Leben in fremder Umgebung und unter fremden Menschen hervorgerufen worden.

„Nur in ihr Auge sehn, dann weiß ich Alles," rief es in ihr, je näher der Augenblick des Wiedersehens kam und die Erwartung, wie sie die geliebte Tochter finden werde, sie ungeduldiger und ängstlicher machte.

Julie hatte auch einige Male geschrieben und ihre Briefe jedesmal die alte innige Liebe zu ihrem frühéren Zöglinge ausgesprochen und geschildert, wie ihr stilles Dasein durch die Anwesenheit des lieben Mädchens einen schönen Schmuck gewönne, welchen nun

bald wieder zu entbehren ihnen recht schwer werden würde. „Dennoch," schrieb Julie, „muß ich zufrieden sein Dich zurückkommen zu sehn, meine gute Theresa, da unser geliebtes Kind, dem nichts zu fehlen scheint, doch selbst in der gesunden Waldluft und in dem einfach regelmäßigen Leben, wie wir es hier führen, die alten rothen Backen noch nicht wieder bekommen hat.

Ich wollte Dir sie gern so recht frisch und kräftig wiedergeben, und nun bin ich doch mit dem Erfolge meines Strebens nicht ganz zufrieden.

Erna selbst läugnet, daß ihre Gesundheit irgend einer Rücksicht bedürfe, und ich muß es sehr schlau anfangen sie mein Bestreben nach dieser Richtung hin nicht bemerken zu lassen. Sie sagt, wenn sie etwas nervenschwach sei, so gäbe es kein besseres Mittel, als es ganz und gar zu ignoriren. Sie wolle durchaus kein nervenschwaches Mädchen sein.

Und so hat sie mir in Haus und Küche geholfen und mir meinen kleinen Schelm, der uns jetzt schon alle kennt, fast abwendig gemacht, so langt er nach ihr, wenn sie sich nur zeigt. Sie wird uns überall fehlen, auch meinem Mann, der sich so gern von ihr vorlesen läßt und seine Freude an ihr hat, wenn wir im Walde gehen, von dem er behauptet, es lebe ihr jeder Baum, jedes Kraut und jeder Vogel oder Hirsch und Reh noch ein besonderes Leben, das der Andere nicht sieht, als durch ihr Auge, ihre hingeworfenen Bemerkungen.

Komm aber nur, Du durch dieses Kind so reich gesegnete Mutter, und hole Dir Deinen langentbehrten Schatz wieder, wir haben Dir gegenüber kein Recht an ihn. Vielleicht warst Du es eben, was Erna jetzt gebrach."

Hippolyt hatte die Reiseroute in der Annäherung an die Heimath dahin festgesetzt, daß sie eines Abends in Reinsdorf anlangen wollten, und während er anderen Tages dort der Ruhe pflegen und manches Geschäftliche mit dem Beamten zu ordnen gedachte, sollte Theresa nach Waldnitz fahren und Erna holen, mit welcher man noch ein oder zwei Tage ruhig in dem lieben Reinsdorf bleiben und dann nach G. reisen wollte. Man hatte nach Waldnitz ohngefähr den Termin der Ankunft gemeldet, den Tag jedoch nicht bestimmt, weil Hippolyt es nicht liebte sich zu binden.

So kehrten unsere Reisenden denn in der Mitte August eines Abends in Reinsdorf ein und fühlten sich glücklich und befriedigt, im Hinblick auf die gelungene Kur Hippolyt's und die gehabten Reisegenüsse; aber auch froh in dem Gedanken an das bevorstehende regelmäßig geordnete Leben im eigenen Hause, welches sie trotz aller interessanten Reiseerlebnisse und Annehmlichkeiten, die ihre Mittel ihnen gestatteten, doch oft entbehrt hatten.

Dem eigenen Zauber des heimischen Herdes erliegt in der Fremde wohl jedes warme Gemüth, früher oder später.

Fünftes Kapitel.

Erna saß mit dem Kinde am Waldrande.

Es schlummerte süß in seinem kleinen Wagen unter dem grünen Schleier, der das Sonnenlicht milderte und die Insecten abhielt.

Als die Sonne höher stieg zog Erna das leichte Wägelchen tiefer in den Schatten der Buchen hinein und ließ sich am Stamme eines alten dichtbelaubten Baumes nieder.

Sie hielt ein Buch in der Hand und warf zuweilen einen Blick hinein; doch der Inhalt schien nicht interessant genug sie ihrer eigenen Gedankenwelt zu entziehn. Die Hand sank matt herab und die Blicke hafteten am Boden. Der Ausdruck des feinen Gesichtchens hatte nicht mehr die liebliche Frische, das munter Sprühende, welches früher so charakteristisch an ihm gewesen; es lag eine Wolke des Leidens auf der sonst so lichten Stirn, ein Schatten zog sich unter den melancholisch träumenden Augen hin und die

Wangen waren von fast durchsichtigem Weiß, die Haltung müd und abgespannt.

Leise rauschten die Buchenwipfel über ihrem Haupte, sie erhob die Augen, wie man einer Ansprache sich zuwendet und blickte lange in das sanfte Blätterregen.

Um die Lippen, die zum Lächeln und Scherzen geschaffen schienen, zuckte es schmerzlich.

„Vom blauen Himmel weht der lichte Friede," flüsterte sie, „Waldeinsamkeit lockt süß und lieblich, die Vögel schwingen sich jubelnd auf, aus schattenden Wipfeln — in klaren Aether — ich aber, ich bin der Mißklang in der heiligen Ruh. —

Wie alt bin ich denn? Ich muß mich darauf besinnen. Neunzehn Jahr. Ich kann und kann's nicht glauben.

Ist nicht Jugend Frohsinn und Lebenslust? Ist nicht Jugend siegendes Streben, elastische Kraft? Ist sie nicht freier kühner Flug zu hohen Sternen?

Ich liege in Banden am Boden, mich dünkt schon tausend Jahr. Wie dunkle halbverklungene Sage nur lebt in mir die Erinnerung an Jugendfrohsinn, an Jugendkraft und Muth." —

Sie ließ das Haupt auf die Brust sinken, die Hände falteten sich in stillem Ringen in ihrem Schooß.

„Ich hatte nur ein festes Wollen in aller kindlichen Tändelei: Ich wollte rein bleiben. Ich hab' es nicht gedurft.

Nichts Schrecklicheres, nichts Verabscheuungswür-

digeres kannte ich je, als Lug und Trug. Die Wahrheit war mein Element, sie war mir Licht und Ruh. Ich aber mußte in Finsterniß und Verwirrung.

Alle Kraft fließt nur aus der Wahrheit, aus dem Guten, Edlen und Schönen. Daher meine Schwäche.

Ich dachte nicht, daß es Opfer giebt. Ich dachte, Alles geschähe in Freiheit. Und ich habe mich selbst geopfert. — Wofür? Was wird die Folge sein?

Ich ahne es, der Segen wird fehlen und Unheil wird die Stelle vertreten.

Ich hab' es gewußt was ich that, als ich's that. Ich hab' es gewußt was ich that, als ich meine Flügel band und vor dem heiteren Sonnenlicht in dichte schwarze Schleier mich verhüllte.

Ich hab' es gewußt, daß ich gefesselt nicht leben kann, ich hab' es gewußt, daß unreine Luft mich tödten muß, und ich hab' es doch gethan. —

Wie will ich Vater und Mutter entgegentreten?

In ihre liebend forschenden Augen schauen, mit dem schwarzen Geheimniß auf der Seele?

„Kain, wo ist Dein Bruder Abel?"

Sie verhüllte das Angesicht und saß lange regungslos.

„Die Eltern zu erfreun," wogte es weiter auf aus der tiefbewegten Seele, „ihnen Dank und Liebe zu zeigen, das war mein Trieb, meines Lebens Adel, meine Lust.

Und was habe ich gethan! Was mußte ich thun!

Ich nehme ihre Liebe und ich verdiene sie nicht. Sie ist mein schneidendes Weh und mein Trost, mein Alles.

Halbes Opfer ist kein Opfer.

Wo nehme ich die Kraft her, es ganz zu bringen?

Wenn Du aber thronst über der herrlichen Welt, Vater der Güte, an dessen Führung die Menschen glauben und zu dem sie, Erhörung hoffend, beten in der Noth — wenn Du da oben thronst und siehst mein Weh und die Geschicke ruhen in Deiner Hand — o so füge es, daß Segen aus meiner That entsteht und nicht Fluch; gieße die Linderung einer glücklichen Lösung in meine Seelenangst und löse das Siegel sündhaften Schweigens von meinen Lippen, so lange sie noch athmen und sprechen können. —

Sie hat es nicht gewußt, was es heißt, auf ein vertrauendes, harmlos offenes Herz die Last des Geheimnisses zu wälzen, ein wahrheitstreues Gemüth zu Lüge und Geheimniß zu nöthigen. Sie hat mit meinem armen Herzen kein Erbarmen gehabt, ihre Zwecke zu erreichen, aber sie kann es nicht gewußt haben, wie sehr es davon zermalmt werden mußte.

Es ist Alles zertreten und vergiftet.

Wie sehne ich mich an das Herz der guten besten Mutter, und wie erschrecke ich, daß sie kommen wird.

O, nur heut noch nicht! Ich bin heut so schwach — ach aber, je länger die Spannung dauert, wo soll die Stärkung herkommen, die Fassung, die Kraft zu heucheln!

Warum schreibt Silvia nicht das Wort der Erlösung, wie sie verheißen? Wenn es ausbliebe und das Unheil nähme seinen Lauf!" —

Sie stützte den Kopf in beide Hände und preßte die schmerzende Stirn, dumpf hinbrütend in einsamem Weh. Es kam eine Mattigkeit über sie, daß sie halb träumend wie im Fieberschlaf nur dunkel und verschwimmend die Angst ihres Herzens empfand, ohne das klare Bewußtsein davon festhalten zu können. Magisch wirkte das sanfte Rauschen des Laubes, der Gesang eines Vogels im Wipfel über ihr. Es senkte einen Augenblick wie Nebel des Vergessens sich auf ihre Gedankenwelt.

Aber jäh fuhr sie auf, ihre Pulse schlugen, ihr Herz zitterte, ihr Athem stockte. Hatte es nicht wie Räderrollen ihr Ohr berührt? Waren es die Eltern? Flog sie ihnen nicht entgegen? Sie lauschte — da kam ja das Mädchen winkend aus dem Hause auf sie zu — sie wollte sich erheben, ihr das Kind übergeben und ihrer Mutter entgegeneilen — doch die Füße versagten den Dienst, es wurde ihr schwarz vor den Augen, in den Ohren sauste es wie Flügelschlag — bewußtlos sank sie zusammen und das Mädchen kam gerade zurecht, sie vor hartem Falle zu bewahren.

Sanft ließ sie die bleiche leblose Gestalt in das Gras sinken und rannte, so schnell sie konnte, nach dem Hause zurück um Hülfe herbeizuholen.

Theresa trat eben mit Julie heraus um Erna entgegen zu gehen. Auf die Kunde von dem Unfall

eilte erstere bestürzt dem Platze zu, wo Erna lag, deren Bewußtsein noch nicht zurückgekehrt war.

Julie folgte mit stärkenden Essenzen eiligst nach und fand Theresa, das Haupt des geliebten Kindes in ihren Armen leise wiegend am Boden sitzend und mit heißem Schmerz das zarte lilienweiße Antlitz betrachtend, das den Ausdruck eines tiefen Leidens trug.

Die Ohnmacht wich nach einigen Minuten den belebenden Mitteln. Erna athmete wieder und schlug nach einem tiefen schweren Athemzug die Augen auf.

Sie blickte in das mit Sorge und Zärtlichkeit über sie geneigte Angesicht der Mutter, ein süßes Lächeln zuckte einen Augenblick um ihren Mund — sie hob die Arme und schlang sie fest um den Hals der Langentbehrten, so sehr Geliebten, noch einige Augenblicke in dieser Stellung ruhend — dann war es als liefe ein Schauer durch ihre Glieder und sie richtete sich auf.

„Wie ich Dich erschreckt habe, zum Willkommen,“ sagte sie, die Hand der Mutter an ihre Wange drückend; Theresa aber wehrte ihrem Sprechen, sie und Julie führten die noch Ermattete langsam in's Haus und nöthigten sie, sich hinzulegen. Sie reichten ihr kräftige Brühe und Theresa blieb im halbbeschatteten Zimmer, dessen Fenster geöffnet waren, an ihrem Lager sitzen, die Hand auf dem lockigen Haupte, das so zart und bleich auf dem Kissen ruhte.

„Wie Du zu dieser Ohnmacht gekommen sein magst?“

sagte Theresa später, als Erna versicherte, wieder wohl zu sein.

„Es mag ein Geschenk der großen Stadt sein,“ erwiederte sie leise. „Dort ist es Mode — ich hörte oft davon. Doch erzähle mir, wie es Dir ergangen? Was Papa macht, wie es mit seiner Gesundheit steht?“

Theresa erzählte in ruhigem Ton, jede Aufregung vermeidend, bis Erna sich aufsetzte und aufzustehn begehrte. „Meine Sachen sind alle gepackt,“ sagte sie, „die Luft im Fahren wird mir gut thun und“ — sie wendete sich an Julie, die jetzt mit dem Kinde auf dem Arme hereintrat — „Abschied habe ich ja schon alle die Tage im Herzen genommen.“

„Du wirst nicht reisen können, Kind, ohne Dir zu schaden,“ sprach Theresa; doch Erna drang so entschieden darauf, „ich weiß,“ sagte sie, „wie wenig angenehm Papa die Verzögerung und Durchkreuzung seiner Pläne wäre,“ und schien auch in der That die Schwäche ganz besiegt zu haben, so daß Theresa sich nicht länger bedachte und die Abfahrt ausgeführt wurde.

Vorher hatte Theresa mit Julie noch ein Gespräch über Erna, als diese einmal das Zimmer verlassen.

„Hast Du keine Ahnung, was die Schuld an dieser Veränderung trägt?“ fragte Theresa ihrer Sorge Worte gebend.“ Wäre es mehr, als ein Nervenleiden, welches durch eine Kur bezwungen werden könnte?“

„Du hast heut das Kind kränker gesehn, als sie bisher gewesen ist,“ erwiederte Julie, „ein ähnlicher

Zufall war bis jetzt nicht eingetreten; dennoch ist die Veränderung eine Thatsache. Ich denke, es bedrückt etwas ihr Gemüth. Alle Versuche aber, ihr Vertrauen zu gewinnen, mißglückten, machten sie unruhig und aufgeregt und ich sah ein, daß es nothwendig war, davon abzustehn.

Möge es Dir besser gelingen, ihren alten Frohsinn wieder zu erwecken," schloß das treue Gemüth, welches so redlich gestrebt hatte das Uebel zu ergründen und ihm abzuhelfen, ohne die erwünschten Früchte zu erreichen.

„O Du bist hart, Du Schicksal meines Lebens," zog es durch die Seele Theresa's „als sie im Wagen mit dem bleichen Kinde saß, das in Ermattung die Augen geschlossen hielt und sie nur von Zeit zu Zeit einmal öffnete, um einen Blick voll zärtlicher Liebe auf die Mutter zu werfen, der zugleich einer rührenden, Theresa tief zu Herzen gehenden Bitte glich.

„Gott sei Dank, mein Herz, daß wir uns wieder haben," sagte Theresa in einem solchen Augenblick zu ihr, „und nun trennen wir uns nicht wieder."

„Nein, nein," stieß Erna hervor, „nicht trennen mehr!" und lehnte das Haupt an der Mutter Schulter. Doch hob sie es bald wieder und sagte bittend: „Laß Papa nicht merken, daß ich unwohl war, Herzensmama. Es ist vorüber. Ich mag nicht gern sagen hören, daß ich kränklich wäre."

„Du siehst nur etwas blaß aus," entgegnete die Mutter.

„Dabei kann man sehr gesund sein,“ wandte Erna ein und lehnte jetzt wieder schweigend in der Ecke.

Nach der großen Erschütterung, welche das Wiedersehn über Erna gebracht, fühlte sich diese gefaßter dem Vater gegenüberzutreten, der nicht so tief in's Herz blickte als sie, die ihre feinsten Empfindungen zu errathen pflegte, mit der das vollste Verständniß sie stets verbunden hatte.

Hippolyt stand schon vor der Thür auf der steinernen Vortreppe, als der Wagen heranrollte.

„Nun, mein kleiner Kobold,“ rief er Erna freundlich entgegen, „wir haben einander lange nicht gesehn. Hoffentlich bist Du wieder ganz gesund und frisch. Ein wenig blaß noch, hattest wohl Heimweh? Nun, jetzt sind wir da. Ich bin mit dem Erfolge meiner Kur zufrieden und so wollen wir uns unseres Daseins zusammen erfreuen, so sehr als möglich. Hast Du von Silvia gehört? Wir sind wieder längere Zeit ohne Nachricht von ihr, wahrscheinlich unserer Reise wegen; die Briefe mögen uns verfehlt haben und werden nachkommen.“

Erna hatte nicht von Silvia gehört. „Sie liebt ja das Correspondiren nicht,“ bemerkte sie, indem sie den Eltern in das Haus folgte und nun ihr Zimmer aufsuchte.

Das alte liebe Erkerzimmer mit dem Blick in den Garten und Park, welches Erna's Kindheit gesehen,

in welchem sie so harmlos glücklich gewesen und das jetzt sie so traurig zurückempfing. —

Hier hatte sie geträumt, das Leben sei Licht und Klarheit, und nun war sie in Verworrenheit gesunken; hier hatte ihr Herz so leicht und fröhlich geschlagen, und nun war es schwer und angstvoll. — Sie sank in einen Sessel und brütete still vor sich hin, bis sie aufschrak, ihre Reiseumhüllungen abwarf, vor dem Spiegel ihren Anzug ordnete und das Haar, und dann zögernd hinabging in das Speisezimmer, wo das Abendbrod eben aufgetragen war.

Erna genoß nur etwas Brühe, „um bald wieder ganz frisch zu sein,“ wie sie die besorgte Miene der Mutter leise beschwichtigte, in Wahrheit aber widerstanden ihr die Speisen schon seit längerer Zeit.

„Ich war fern von ihr und wußte es nicht, daß sie leidet,“ rief es fort und fort im Herzen der Mutter, während sie äußerlich bemüht war, den schmerzlichen Eindruck nicht zu verrathen, welchen das Befinden der Tochter auf sie machte.

Sie war froh, daß Hippolyt selbst beschloß, den morgenden Tag noch in Reinsdorf zuzubringen; da konnte Erna noch etwas ruhen vor der Reise, die einen ganzen Tag in Anspruch nahm und also nicht ohne Anstrengung war, zumal der herrschenden Augusthitze wegen.

Jetzt redete sie ihr zu, sich zeitig niederzulegen, und Erna, welche auch wirklich kaum ihren ermatteten Zustand verbergen konnte, sträubte sich nicht dagegen.

„So geh', mein Kind, und schlafe Dich wieder frisch," sagte Hippolyt, indem er sie auf die Stirn küßte und wollte eben noch hinzusetzen, „ich will meinen lustigen Kobold wieder haben," als sie wankte und schnell nach der Lehne eines Sessels faßte, um nicht zu fallen.

Erschreckt sprang Theresa herbei und zog die bebende Gestalt auf den Sessel nieder; doch Erna ermannte sich schon, „ein kleiner Schwindel," sagte sie lächelnd, „er ist vorüber. Gute Nacht nochmals."

Theresa geleitete sie in ihr Zimmer und half ihr sich entkleiden. „Nun schlafe süß, mein herziges Kind,' flüsterte sie, als Erna lag und sie noch einen Moment auf dem Bettrand sich niedergelassen. „In G. wird der Arzt uns sagen was zu Deiner Stärkung gethan werden kann. Der Appetit muß sich heben, dann wirst Du bald wieder kräftiger sein, mein altes gutes frisches Herzenskind."

Erna drückte der Mutter Hand an die Lippen und schlang noch einmal fest und innig die Arme um ihren Hals. Dann flüsterte sie matt, wie schon dem Schlaf erliegend, noch ein „Gutenacht" und schloß die Augen.

„Ich hoffe, sie wird einen stärkenden Schlaf haben," sagte sich Theresa, als sie zu Hippolyt hinabging um mit diesem noch manches Geschäftliche in Reinsberg zu besorgen und fernere Verordnungen für die Zeit ihrer Abwesenheit an Beamte und Dienerschaft zu ertheilen.

Erna lag lange regungslos mit geschlossenen Augen. Die mattbeschirmte Nachtlampe verbreitete mildes Dämmerlicht im Gemach und ließ die zarte, in Erschöpfung hingesunkene Gestalt erkennen. Die langen goldenen Locken floßen unter dem weißen Häubchen hervor auf Brust und Schultern, die feinen weißen Hände lagen still gefaltet auf der Decke. Sie athmete kaum. Schlief sie? Hatte der Schlaf, dieser mitleidige Freund der Leidtragenden, den Kummer ihres Herzens für einige Stunden mit Vergessenheit gedeckt?

Plötzlich fuhr sie auf. Die gefalteten Hände rangen sich über das Haupt empor, sie setzte sich auf und blickte mit starren Augen um sich.

„Ich wollt' es erzwingen," flüsterte sie, „ich wollte schlafen um jeden Preis — ich bin so müde — allein es geht nicht. Die schrecklichen Gedanken steigen schwarzen Gespenstern gleich aus allen Tiefen — sie malen mir das Entsetzen und sagen „das hast Du mit heraufbeschworen."

Ach, ich hatt' es ihr gelobt, daß sie auf mich zählen dürfe, ich hatte mir das Ziel gesteckt ihr Herz zu bezwingen und sie zur Erkenntniß der Liebe zu bringen, die wir ihr allezeit erzeigt. Ich wollte mich hingeben an dieses Werk — ach, wie ungeschickt hab' ich's gethan! —

Kann's nicht ihr Unglück sein? Hab' ich vielleicht einer Laune, einem Irrthum mich hingegeben?

Und sie schweigt! Sie hat keine Ahnung von

meiner Pein, die mich tödten wird, und erlöst mich nicht durch das verheißene Wort. —

Ach, das Weh hier im Herzen, seufzte sie, die Hände auf die Stelle pressend, unter welcher es so schmerzhaft schlug, „wie wird sich's lösen?

Ist es denkbar," fuhr sie nach schwerem Sinnen leise fort, „daß man mit einer großen Schuld auf der Seele der Liebe der Seinen noch würdig sein kann?

Ist es möglich, daß sie einsehen lernen, eine große Schuld, eine schwere Mitschuld sei ein entsetzliches Unglück und nicht Sünde?

Wie ich mich beuge, in meinem Unrecht gegen sie, unter ihren Liebkosungen — und wie es mich treibt in ihren Armen, meine Seele entlastend, zu ruhen.

So jung und so ganz auf mich gestellt in bitterer Noth!" —

Wieder brütete sie vor sich hin, dann verließ sie plötzlich das Lager, kleidete sich flüchtig an und warf fröstelnd einen Mantel über. Dann nahm sie Schreibzeug und Papier und schrieb bei dem matten Scheine des Nachtlichtes:

„Wenn Du Erbarmen hast mit mir, so löse das Siegel von meinen Lippen. Ich sterbe, mit dem Geheimniß auf der Seele. Ich kann die Liebe und Güte der Eltern nicht nehmen, in meinem Schuldbewußtsein ihnen gegenüber. Ich bin krank, Silvia. Oft wollen sich mir im Fieber der Angst die Sinne

verwirren. Wenn ich in Phantasien fiele, könnte ich das Geheimniß verrathen.

Warum bleibt die bald verheißene Lösung aus?

Fordere nicht Unmenschliches von mir. Außer dem Zerwürfniß, in welches meine Seele gerathen ist, trage ich die bitterste Sorge um Dich.

Und den einen Nectartropfen spende meinen verschmachtenden Lippen — sage mir, glaubst Du endlich an die Liebe Deiner Schwester Erna?"

Lange starrte sie mit gestützter Wange auf das beschriebene Blatt — endlich faltete sie es langsam und couvertirte es, eine Adresse darauf schreibend.

„Ich weiß nicht, ob dieser Nothruf sie erreichen wird," dachte sie, „allein es ist doch möglich. Sie gab mir diese Adresse und sagte, von Zeit zu Zeit werde sie daselbst nach angekommenen Briefen Anfrage thun.

Nun verschloß sie den Brief in ihrem Schreibtische und schlich matt und schwermüthig im Zimmer auf und nieder.

„Ich werde vom Arzte ein Mittel gegen Schlaflosigkeit fordern," dachte sie weiter, „das wird das Einzige sein, was er für mich thun kann. Vielleicht, daß der Tag mir leichter wird, wenn ich Nachts geschlafen habe.

Welch ein Segen muß in den von der Wissenschaft neu erfundenen künstlichen Schlafmitteln für alle Unglücklichen liegen. — O nur einen sanften

festen Schlaf wieder und vielleicht ein momentanes Vergessen nach dem Erwachen — — —

Man spricht auch nicht im Betäubungsschlaf — Könnt' ich den Arzt nur allein sprechen. Mama darf nicht so sehr 'beunruhigt werden, sie soll nicht wissen, wie selten, wie kurz und schreckhaft ich nur schlafen kann.

Wie bangsam ist es, so allein zu sein — und wie suche ich diese Einsamkeit, um unbelauscht zu sein Ich würde nicht wagen zu schlafen in der Nähe Anderer. Die unruhige Seele würde sich verrathen durch Worte, Ausrufe, und ich muß mein Wort halten."

Sie blieb sinnend an einem kleinen Glasschrank stehen, hinter dessen Scheiben allerlei zierliches Spielzeug aus ihrer Kindheit aufbewahrt geblieben.

„Wie ich froh war als ich spielte mit diesen niedlichen Sachen. Sie stammen theilweise noch von meinem guten Vater her, dessen Bild mir nicht ganz entschwunden ist, so klein ich noch war, als er von uns genommen wurde. Die Mutter nährte viele Jahre hindurch meine Erinnerungen an ihn durch die liebevollsten Erzählungen. Wäre er am Leben geblieben" — — sie that einen leisen Schrei und faßte mit beiden Händen ihren Kopf — „o diese Gedankenwidersprüche, diese Herzensconflicte, wie rette ich mich vor ihnen —"

Sie wankte wieder auf und nieder und stand abermals vor dem Schränkchen still.

„Dieses zierliche Körbchen aus Silberdrath mit den Früchten aus Wachs — ich freute mich so sehr als ich's bekam — an meinem zwölften Geburtstage war's — ich wollte es Silvia schenken, weil ihre Blicke daran hingen — aber sie nahm es nicht und sagte: Du brauchst mir nichts zu schenken, ich werde schon fordern was ich haben will."

Erna schüttelte sich fröstelnd. „Sie hat gefordert —" sagte sie, das Haupt tief auf die Brust senkend und schweigend ihren schmerzlichen Gedanken hingegeben.

Nach einiger Zeit schritt sie langsam auf ihr Bett zu und stand auch davor wieder sinnend still.

„Du warst mir einst das „sanfte Ruhekissen" des guten Gewissens, sagte sie leise nickend, „jetzt bist Du es nicht mehr."

Dennoch legte sie den Mantel ab und die hindernden Kleider und streckte sich mit dem Ausdruck von Todesmüdigkeit auf dem weichen Pfühle, die Hände über dem Kopfe verschlungen.

Die Erschöpfung ihrer Natur war in Folge der Aufregungen des Tages größer als je zuvor und so umfing nach einiger Zeit ein mitleidiger Schlaf den gequälten Geist und hielt einige Stunden an. Gegen Morgen erst fuhr sie schreckartig aus ihm auf und die Wirklichkeit stürmte mit erneuter Macht auf sie ein.

Dennoch fühlte sie sich ein wenig gestärkt und konnte mit einiger Wahrheit den Eltern beim Morgenkaffee die Versicherung geben, daß sie sich wohler fühle und ziemlich gut geschlafen habe.

Das beglückte Theresa und belebte die Hoffnung derselben, der Wechsel des Aufenthalts und ihre Nähe würden dem schleppenden Zustande eines unausgesprochenen Krankheitsbefindens eine günstige Wendung geben.

„Ach, nur einmal noch sorglosen Herzens sein können," seufzte sie tief auf. „Kaum, daß meine Sorge um Hippolyt einschlafen durfte, und mit der nicht zu beschwichtigenden Unruhe um Silvia in der Seele nun die Angst um Erna, dieses Kind meines Herzens! Ach — es giebt kein ruhiges Glück auf Erden!"

Sie ging mit Erna in den Garten und Park und besuchte alle ihre Lieblingsplätze. Der Gärtner erhob sich von dem Blumenbeet, auf welchem er die abgeblühten Blumen abschnitt, und reichte Erna mit freudigem „Willkommen" die Hand.

Aber als er sie angesehen hatte, sprach er kopfschüttelnd zur Mutter: „Warum haben Sie sie auch so lange in der großen Stadt gelassen! Ich hab's immer gesagt, da gehört sie nicht hin zur Frühjahrszeit."

„Ich bin ja schon vier Wochen auf dem Lande," entgegnete Erna, „und es giebt doch auch auf dem Lande Krankheit, guter Freund. Du hast's ja selbst schon erfahren, an Frau und Kind."

„Ja, das ist etwas Anderes," wendete er ein, „die hatten's von Natur; Fräulein Erna aber war immer gesund und kein Gedanke an Krankheit konnte Einem kommen, der Sie ansah. Ja, die Reinsdorfer

Luft die ist Ihnen immer bekommen und Sie hätten sie nicht meiden sollen. Sie sind im Sommer dran gewöhnt gewesen. Bleiben Sie hier bei uns, Fräulein Erna, da werden Ihre Wangen bald wieder rund und roth sein."

„Es muß auch so gehn," lächelte sie ihm freundlich zu, „Du brauchst Dir keine Sorge zu machen."

Sie ruhten auf schattigen Plätzen und Theresa vermied jede Frage, jedes ernste Gespräch. Selbst über Silvia schwieg sie unwillkürlich.

Hippolyt gesellte sich zu ihnen und entführte nach einiger Zeit Theresa der ermüdeten Tochter, die es vorzog still sitzen zu bleiben und sie hier wieder zu erwarten.

„Wie ich als Kind mich nach Silvia gesehnt habe, als sie immer und immer nicht kam und ich das gar nicht begreifen konnte," erinnerte sie sich. „Und jetzt, trotz Allem und Allem — o wäre sie hier und Alles ein Traum, aus dem es ein Erwachen gäbe!" —

Sie erhob sich langsam und schritt im Schatten des Parks, der an den Ort sich anschloß, der kleinen Pforte zu, welche nach dem Platze führte, auf welchem die Poststation mit dem Briefkasten vor der Thür sich befand. Dahinein steckte sie den heut Nacht geschriebenen Brief an Silvia und kehrte auf dem gleichen Wege, unbemerkt wie sie gekommen, zurück.

Sie pflückte nun einen kleinen Strauß von den Beeten und Gesträuchen für die Mutter und trug ihn

ihr entgegen, als sie sie von fern mit dem Vater herankommen sah.

Die Hitze des Tages und die Bewegung des Bückens und Gehens hatten die blassen Wangen mit einem zarten Roth angehaucht und Erna beschleunigte absichtlich ihren matten Gang, so daß Hippolyt ihr freundlich entgegenrief:

„Nun, das ist ja vortrefflich, Sieh! Theresa, wie sie sich schnell erholt in unserer Nähe. Sie hat rothe Wangen und ist gewiß bald wieder ganz frisch. Sie ist unser gutes Kind und weiß, was uns Freude macht. Wir haben uns jetzt lange genug mit Krankheit geplagt; es ist Zeit, daß wir ihrer einmal wieder vergessen dürfen.“

Theresa nahm den Strauß und Erna's Arm in den ihren legend schritten sie langsam dem Hause zu, um sich vor der Hitze zu retten, gegen welche in der Mittagszeit selbst das dichtgedrängte Laubdach der Parkpartieen nicht schützte.

In den hohen Zimmern des stattlichen Schloßbaues umfing sie erfrischende Kühle. Hippolyt warf sich in eine Sophaecke, trocknete seine Stirn und sagte: „Nun, kleiner Kobold, wenn Du nicht zu müde bist, so gieb uns eine Probe was Du gelernt hast. Zum Singen bist Du vielleicht noch nicht wohl genug, aber spielen kannst Du gewiß.

„Ich habe in Waldnitz meine Zeit fast ganz im Freien zugebracht und bin daher etwas aus der Uebung gekommen, so, daß ich nicht sehr gut bestehen

werde," erwiederte Erna, indem sie sogleich auf das Instrument zuschritt und sich daran niederließ, „aber Du wirst nachsichtig sein, Väterchen, und mit etwas Kleinem verlieb nehmen. Es ist ein Mehlthau hineingefallen, mit meinem Unwohlsein — es ist nicht die alte Lust daran." —

„Ganz natürlich, mein Kind; wenn man unwohl ist, fehlt zu Allem die beste Lust. Die bringt der Arzt zurück mit der Gesundheit. Nun laß einmal hören, wie Du ohne Lust spielst; daran kann ich auch ermessen, wie es mit ihr sein würde."

„O, ich möchte ja so gern Dich recht erfreuen, Väterchen," sagte sie, „die Lust geht mir nie — niemals aus; allein das Gelingen" —

Sie erhob matt die Hände zur Claviatur, Schweißperlen traten auf ihre Stirn, die letzte Spur von Röthe entwich ihren Wangen wieder — „es muß, es muß sein!" tönte es streng mahnend in ihr und sie spielte, zuerst mit irrenden Fingern, dann sich sammelnd und gewaltsam beherrschend einige Piecen, die ihr zum Glück aus der Zeit des Unterrichts in B. so fest im Gedächtniß geblieben, daß sie sich fast mechanisch von selbst abspielten.

Sie hatte schon lange nicht gespielt. Es erfaßte sie jetzt im Spielen wie die Hand eines Freundes, dem sie Alles klagen durfte, ohne daß er sie verrieth. Ihr Spiel wurde nach und nach beseelter, es ergriff sie mit gewaltsamer Erschütterung, aber sie empfand es mehr und mehr als eine Wohlthat, und

als sie vollendet hatte und Vater und Mutter über die gemachten Fortschritte sehr erfreut sich äußerten, da sagte sie mit leuchtenden Augen, „ja, ich muß jetzt wieder fleißiger spielen", — und wie um den Ausruf zu erklären, setzte sie leiser hinzu: „ich verlerne ja sonst wieder alles kaum Erworbene." —

„In Waldnitz gab mir das Kind Beschäftigung und Zerstreuung, so viel das möglich ist," dachte sie, „jetzt wird es vielleicht die Musik ersetzen, die ich schon der Eltern wegen pflegen muß. O, ich will nach jedem Strohhalm greifen, bis die Erlösungsstunde schlägt.

Was wird sie mir bringen? Ihren Zorn? Ihre Verachtung? — Nein, so können sie ihr Kind nicht verkennen.

Und wenn Silvia in ihr Unglück rennt, in Schmach und Verderben und ich hätt' es verhüten können, wenn ich ihr widerstand — —

Nein, ich konnt' es nicht, ich mußte das Aeußerste verhüten, ich konnt' es nicht, mir blieb keine Wahl — und nun vergeh' ich d'ran. —

Ich habe nicht gedacht, daß es mein Loos sein würde schreckhaft, mit heimlichen Gedanken, wie das böse Gewissen, durch's Leben zu gehn. O Silvia, Silvia, was wird die That noch Alles gebären." —

Gegen Abend kamen mit der Post zwei nachgesendete Briefe von Silvia.

Der eine war vierzehn Tage alt und in Mailand zur Post gegeben.

„Wir haben am Comersee sehr schöne Tage verlebt,“ schrieb sie, „doch hat uns ein ungünstiger Umstand aufgestört und hierher geweht. Es hatte sich, glaube ich, ein Verwandter der Baronin am See eingefunden, welchem sie auszuweichen wünscht. „Der verdirbt mir den ganzen Aufenthalt hier,“ sagte sie, und es wurde gepackt und weiter gezogen. Die Reise war sehr schön und genußreich und Mailand ist herrlich.

Wir waren im Dom und erstiegen den Thurm. 512 Stufen ist er hoch und die feenhafte Welt von acht und neunzig gothischen Spitzsäulen, viertausendfünfhundert Bildsäulen, Arabesken und Bögen auf dem Dache, als Verbindung zwischen den Thürmchen und Säulen, die Marmorterrassen, welche das Dach bilden, die Durchblicke, die verschiedenen Ansichten des märchenhaften Baues — davon vermag ich keine Beschreibung zu geben. Was hat mir die Reise schon für Genüsse verschafft!

Ich danke auch bestens für das Geld. Reisen ist freilich kostbar und ich verstehe das Haushalten schlecht.

Ihr werdet nun bald wieder zu Hause einkehren und Erna wiedersehn. Ich hoffe, sie ist wieder ganz gesund und Ihr seid es Beide auch.

Wie lange wir hier bleiben, weiß ich noch nicht, aber es ist gesorgt, daß Briefe uns nachgesendet werden. Erna soll auch einmal von sich hören lassen.“

Der zweite Brief war acht Tage später geschrieben.

Er war ebenfalls noch aus Mailand und lautete nur ganz kurz: „Jetzt beginnen wir eine Irrfahrt nach irgend einer Sommerfrische, vielleicht auf den Tyroler Bergen, die Hitze vertreibt uns hier. Wundert Euch deßhalb nicht, wenn meine Briefe einige Zeit ausbleiben, und sorgt nicht um mich. Später will ich Euch mehr erzählen.“

„Nun, diese Reise ist doch eine verdammt abentheuerliche Geschichte,“ fuhr Hippolyt nach dem Lesen des letzten Briefes auf. „Erna, hast Du die Baronin näher kennen gelernt in B.? Was weißt Du von ihr?“

„Wenig,“ sagte Erna kaum vernehmlich. Sie lag im halbdunklen Gemach in einen Fauteuil geschmiegt, ihre beschatteten Züge waren nur dunkel zu erkennen. „Ich sah sie nur einige Male, Silvia war näher mit ihr bekannt geworden. Ich hatte noch kein Urtheil über sie.“

Das stieß sie halblaut hervor, wie in Anstrengung und Qual — Hippolyt richtete sich im Sessel auf und fragte: „Fehlt Dir etwas? Bist Du krank?“

„Ja, mein Kopf,“ sprach sie und drückte die Hände gegen die Schläfe, „ein Stich, ein Schmerz — es ist schon vorüber, aber ich will doch zur Ruhe gehn, damit ich morgen wohl bin. Verzeiht mir — und gute Nacht.“

Sie küßte die Mutter, der Vater reichte ihr kopfschüttelnd die Hand und sagte: „Nun es ist hohe Zeit, daß wir zum Arzte kommen mit Dir. Alles hätte ich von Dir eher erwartet, als nervöse Zustände.“

„Sie hat etwas auf der Seele,“ dachte Theresa angstvoll „und es hängt mit Silvia zusammen, wenn mich nicht Alles täuscht. Wie aber es ergründen, ohne sie der Gefahr solcher Erregungen auszusetzen, die ihre Gesundheit untergraben? Sie überlegte, ob es vielleicht besser wäre, hier mit directer Frage einzugreifen oder ob Schonung geboten wäre? Für den Augenblick jedenfalls Schonung, kam sie zur Ueberzeugung, und den günstigen Augenblick seiner Zeit ergreifen.

Wenn das Uebel von Silvia wirklich herrührte, so war ihre zweite Verheirathung das Unglück Erna's geworden. In Hippolyt hatte sie sich nicht getäuscht, er war dem guten liebenswürdigen und stets bescheidenen Kinde allezeit ein guter freundlicher Vater gewesen und dadurch, daß sie sich ihm so vorzugsweise widmete, umging sie jeden Conflict, welchen seine auf jede ihrer Zärtlichkeitserweisungen eifersüchtige Natur sonst leicht heraufbeschworen hätte.

Es war nicht schwer gewesen Erna's leicht verstehendes Gemüth für den Mann zu erwärmen, welcher ihrer Mama von alter Zeit her eine innig treue Liebe gezollt und eine Reihe von Jahren sehr unglücklich und verlassen gewesen, bis er Theresa wiedergefunden und seine alte Liebe mächtig wieder hervorgebrochen war.

Sie wollte Alles in der Welt glücklich machen, schon als das Kind, welches sie damals noch war. Natürlich mußte der arme Mann glücklich gemacht

werden, wenn man es konnte. Und dieser Grundzug ihres Gefühls für den zweiten Gemahl ihrer Mutter, ihren Stiefvater, der von Erna's Liebreiz bezwungen ihr stets freundlich und heiter begegnete, wie es Kinder so lieben, dieses Gefühl war allezeit der Grundzug ihres Wesens und Benehmens zu ihm geblieben und hatte auch zugleich den größten Einfluß auf ihr Verhältniß zu Silvia ausgeübt.

Wenn sie kein gutes Verhältniß zu Silvia hatte, so mußte ihn das natürlich betrüben und das hätte wieder die liebe Mama traurig gemacht; das würde ihr genügt haben von Silvia's Unliebenswürdigkeit Alles zu ertragen, wenn selbst ihr ästhetisches Gefühl und die ihr eigene Würde nicht gebieterisch gegen ein unschönes Verhältniß mit der „Stief"-Schwester sich aufgelehnt hätten.

So war es ihr gelungen dem Vater den Glauben zu geben und zu erhalten, daß Alles in gutem und richtigem Gleise sei. Er sah wohl Silvia's Unliebenswürdigkeit, doch tröstete er sich, daß sie gut damit fertig wurden und es nicht allzutief zu nehmen schienen.

Und so ließ er Fünf grade sein und schlug sich aus dem Sinn was ihm noch obendrein sorgfältig fern gehalten wurde.

Es ist des Weibes Ruhm und Ehre, daß sie den Frieden hütet und erhält, und oft sieht und ahnt kein Lebender, was es sie kostet. Er ist das Heiligthum, vor welchem ihre Seele kniet, sie muß es schützen,

und wenn sie sich ihm selbst zum Opfer geben soll.

So empfand Theresa, und die Kindheitseindrücke, welche Erna in dem zurückgezogenen Leben mit dieser Mutter und mit der ähnlich organisirten Julie und deren würdiger Mutter empfangen hatte, zeitigten bei den ächt weiblichen Anlagen des Kindes eine gleiche, nur durch ihre poetische und seelenvolle Eigenthümlichkeit und das liebenswürdige Temperament einigermaßen anders gefärbte, dennoch gleiche Denkungsweise.

Freilich war dabei für Hippolyt besser gesorgt als für Theresa und Erna; diese aber wollten es so und fanden in diesem Wollen die Kraft und Unermüdlichkeit, von der als Recht erkannten Richtschnur nicht abzuweichen, es mochte ihnen noch so sehr erschwert werden.

Was Erna dabei litt, das schnitt Theresa tief in das zärtliche Mutterherz und sie fühlte nur einen Trost in der liebenswürdigen Art, wie Erna ihr behülflich war, jeden Conflict im Keime zu ersticken und Silvia jeden directen Anlaß zu Streit und Unzufriedenheit zu benehmen.

Sie sah, was ihr theures Kind an Annehmlichkeiten des Lebens verloren hatte, das trug ihrer inneren Entwicklung reichen Gewinn ein, und so mußte das Leben nun genommen werden wie es war, und in stummer Liebe halfen Mutter und Tochter sich gegenseitig tragen, was sie abzuändern die Macht nicht besaßen.

Jetzt aber, da Erna krank war, vielleicht nicht nur körperlich, sondern auch im Gemüth, jetzt war Theresa entschlossen, sie vor der Schwester zu hüten und zu schützen. Silvia hatte sich gegen den Willen der Eltern losgerissen von der Familie, nun mochte sie bleiben, wohin sie sich selbst gestellt hatte, jetzt galt es Erna wieder aufzuhelfen und darin hätte Silvia sie nur stören können.

Bei ihr allein und bei Hippolyt war Erna sicher vor peinlichen Berührungen, da mußte sie sich allgemach wieder finden lernen in die alte liebe Art und Weise, die stets das Glück und die Freude der Eltern gewesen.

Als daher Hippolyt nach Empfang der heutigen Briefe Silvia's zornig aufgebraust war, hatte sie erschrocken geschwiegen, in der Furcht, er werde erklären, sie müsse nun nach Hause kommen. Sie wollte es jetzt ganz gewiß nicht geschehen lassen.

Es war aber bei dem zornigen Ausruf geblieben und Theresa hatte zu ihrer Freude nicht nöthig gehabt, dagegen aufzutreten.

Sechstes Kapitel.

Die Reise von Reinsdorf nach G. war von Hippolyt und den beiden Frauen ohne besondere Erlebnisse zurückgelegt worden. Von der Gluth des Tages hatte man viel gelitten und freute sich jetzt der kühlen Abendluft, welche zu den geöffneten Fenstern hereinströmte.

Erna saß in ihrem Zimmer am Fenster, als sie den Eltern Gute Nacht gesagt hatte, um zur Ruhe zu gehn.

Am Fenster athmete sich's doch freier, als auf dem heißen Lager im Hintergrunde des Zimmers bei ausgeschlossener Luft. Da blinkte auch die goldene Sichel des Mondes wieder auf dem Rande des Thurmes wie damals, doch das schöne ruhige andachtsvolle Menschenangesicht, welches in jener Ballnacht sie so eigenthümlich ergriffen hatte, das erschien heut nicht wieder.

Und es war ihr, als könnte es ihr Ruhe geben und Frieden, wenn er da oben stände und

aufwärts schaute, als wolle er sagen: In der Höhe ist Licht und Klarheit. Ueber das, was am Boden kriecht, schwingt sich ein reines Wollen empor und rettet sich den Frieden des Bewußtseins aus Zwiespalt und Verwirrung.

Ja, sie glaubte daran, allein es paßte nicht auf ihr Leid. Sie durfte sich nicht daraus erlösen, sie war gewaltsam herausgerissen aus ihrer Welt voll Harmonie und Frieden, in welche sie bis zu der einen Stunde, die Alles vernichtete, trotz äußerer Störung stets sich wieder zu retten vermocht.

Ob sie den langsam scheidenden Mond, der nur mit einer goldenen Spitze noch über den Rand des hohen dunklen Gemäuers herüberblickte, noch einmal im Leben befreiten Herzens grüßen würde?

„Das Schlimmste ist, wenn der Mensch sich selbst verläugnet," seufzte sie leise vor sich hin. „Und doch — war es Selbstverläugnung? War es nicht grade mein eigenstes Ich, welches aufflammte und mir gebot, es zu thun?" —

Als die letzte Spur der freundlich niederblinkenden Mondsichel verschwunden war, schloß sie fröstelnd das Fenster und suchte die Lagerstätte, auf welcher sie sonst den sanften und gesunden Schlaf der Jugend gefunden, der jetzt sie floh.

Am anderen Tage kam der Arzt.

Ach, der Arzt. Er wußte nicht, daß alle seine Heilmittel nicht helfen konnten, wenn die Last nicht von ihrer Seele genommen wurde. Er sprach von

allgemeiner Nervenverstimmung, von Herabstimmung, von Ungarwein und Fleischextrakt, von Milchkur und Ruhe und der Magen wehrte sich gegen alle Nahrung und die Ruhe war ihr Todfeind.

Rastlose Beschäftigung half ihr am besten, so lange die erschöpften Kräfte es ihr gestatteten. Zwischen Aufregung und Abspannung sich vorwärtsringend durch den langen Tag und die schlaflose Nacht, schwanden ihre Kräfte mehr und mehr, und auch das erlangte Schlafmittel, obwohl es ihr über die angstvollen Nächte forthalf, war kein Stärkungsmittel für den allgemeinen Zustand.

„Sie haben ja einen Garten mit gesunder Luft am Hause," sagte der Arzt. „Es wird gut sein, wenn Sie den Tag so viel als möglich darin zubringen. Rüsten Sie sich ein Plätzchen mit allen Bequemlichkeiten des Zimmers aus, stellen Sie eine bequeme Chaise-longue hin, Arbeit, Bücher, Schreibzeug, empfangen Sie da Ihre Besuche, denn Zerstreuung thut Ihnen Noth," — er warf einen beobachtenden Blick auf seine Patientin, unter welchem sie tief erglühend sich abwandte.

Theresa sorgte sogleich für Ausführung dieser Anordnungen. Die Laube im Garten, welche der Wirth ihnen zugetheilt hatte, befand sich in einem Quergange des großen Gartens und hatte unter Bäumen hin, und über Blumenbeete fort, den Blick nach der Promenade und hinter dieser auf das freie Feld. Da konnte das Auge schrankenlos schweifen und

wehte erquickende Landluft ihr zu. — War es Erna zu heiß und beklommen in der dicht umrankten Laube, so wurde das Ruhebett oder der Sessel heraus in den Schatten des Aepfelbaumes gestellt, der links neben der Laube stand und hier ruhte Erna, oder arbeitete und sprach mit den Kindern des Gärtners und der Gehülfen, die sich des Abends, wenn sie allein war, um sie sammelten und ihren freundlichen Worten, sie anstaunend, lauschten, ihr Blumen brachten und Erna's Belehrungen aufmerksam aufnahmen.

Bis jetzt hatten Hippolyt und Theresa Erna's Krankheit zur Veranlassung genommen, dem geselligen Verkehr gänzlich fern zu bleiben. Nun sollte es anders versucht werden.

Erna versank zu sehr in Träumerei, sie mußte erheitert und abgezogen werden.

Theresa machte nun einige Besuche bei den früheren Bekannten und bat um ihren Besuch für Erna, die krank gewesen und jetzt im Garten wieder frische Kräfte und angenehme Unterhaltung finden solle.

Erna fügte sich in Alles mit Sanftmuth und wenn sie auch unter den theilnehmenden Fragen nach ihrem Befinden litt und abwehrend antworten mußte, so mühte sie sich doch an der Unterhaltung Antheil zu nehmen, um ihren Seelenzustand zu verbergen.

Es ging so anscheinend manches Stündchen heiterer dahin; allein Theresa sah mit Angst die krankhafte Erregbarkeit der Tochter. Ihre Wangen glühten fieberhaft, wenn in ihrer Gegenwart eine lebhafte

Unterredung gepflogen, gescherzt und gelacht wurde, die Augen strahlten in erhöhtem Glanze und über die ganze Erscheinung ergoß sich ein Hauch der Verklärung, welcher ihr einen rührenden Reiz verlieh.

„Ich will ein Bild von ihr haben", sagte eines Tages Theresa erregt zu Hippolyt, als sie Erna so eben in diesem Zustande gesehn, „ich will einen Maler haben, der sie mir so hier im Garten unter Blumen und im Freien malt. Sage, o sage Hippolyt werde ich sie verlieren?"

Er tröstete sie, zu solcher Furcht sei noch keine Veranlassung. Es könne plötzlich eine günstige Wendung eintreten, etwa ein Fieber oder dergleichen den gestörten Organismus in's Gleichgewicht setzen.

„Mich verzehrt eine tödtliche Angst," klagte Theresa weiter. „Ich hätte schon längst den berühmtesten Arzt der Residenz kommen lassen, allein Erna will es durchaus nicht leiden. Sie behauptet zu unserem hiesigen Arzte volles Vertrauen zu haben und an nervösen Zuständen sterbe kein Mensch. Sie bittet mich dann so rührend um Geduld und wird erst ruhig, wenn ich ihr verspreche Alles beim Alten zu lassen.

Das Bild aber muß ich haben. Wo nehmen wir einen Maler her? Vielleicht wird es auch Erna zerstreuen vor dem Maler zu sitzen und mit ihm über Kunst und Kunstwerke zu sprechen."

„Ich will gehen," sagte Hippolyt und Erkundigung einziehen. Mir wurde in diesen Tagen von einem

ausgezeichneten Portraitmaler erzählt, welcher durch einige seiner Arbeiten auf der letzten Ausstellung in unserer kunstsinnigen Nachbarstadt die größte Bewunderung erregte und in Folge dessen in hiesiger Gegend eine Anzahl höchst gelungener Portraits ausgeführt hat.

Ich gehe Bestimmteres darüber zu erfahren und die Portraits zu sehn, an denen die Auffassung so hochgerühmt wird. Es wird aber doch gut sein, im Falle die Sache ausführbar erscheint, Erna von unserem Wunsche auf eine behutsame Weise zu unterrichten und ihre Meinung darüber zu hören."

Theresa war der gleichen Meinung und ging sogleich an die Ausführung. Es machte sich leicht, daß sie von dem Maler erzählte und sagte, der könnte ihr zur Erfüllung eines langgehegten Wunsches verhelfen, welcher dahin ginge, die Ihrigen alle in lebensgroßen Bildern wie das ihres ersten Gatten zu besitzen.

Erna fand die Idee ganz richtig und gut und sprach die Ansicht aus, es sei eigentlich auch Pflicht der Besitzenden, die Künstler durch solche Aufgaben zu unterstützen und dadurch der Kunst selbst förderlich zu sein.

„Nun, dann wollen wir's auch gewiß thun," sagte Theresa erfreut, „und je eher je lieber. Ich brenne auf Erfüllung meines Wunsches. Vielleicht unterhält es Dich jetzt dem Maler zu sitzen, während Du noch der Ruhe pflegst und die beste Zeit dazu hast."

„Wie Du willst, meine geliebte Herzensmama,"

erwiederte Erna, sich an sie schmiegend und die Stirn an ihre Schulter gelehnt, in stilles schmerzliches Träumen versinkend.

Hippolyt hatte leider in Erfahrung gebracht, daß der Maler eben auf das Gut eines der großen schlesischen Grundbesitzer abgegangen, um den Sommer über daselbst einige größere Arbeiten auszuführen. Vor dem Winter war nicht mehr auf ihn zu zählen.

Er hatte dann noch einen Bekannten auf der Straße gesprochen und ihm seine Noth geklagt.

Sie waren auf einer eben recht belebten Ringseite im Gespräch darüber mehrmals auf- und niedergegangen und stehen geblieben und letzteres auch einmal in der Nähe der Apotheke, an deren blumengeschmücktem Fenster, außen auf der Straße, ein Herr mit dem Rücken ihnen zugewendet stand und eine seltene Blume bewunderte, welche ihren purpurnen Blüthenkelch dem von der Straße hereinströmenden Lichte zuwendete und die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden erweckte.

In halber Zerstreuung dachte Hippolyt, „den muß ich schon irgendwo gesehn haben" — sann aber, im Gespräch begriffen, nicht weiter nach und verabschiedete sich bald um nach Hause zu gehn.

Unterwegs traf er auf „Prinz Hyazinth" oder Lieutenant Palm, wie wir ihn jetzt nennen wollen.

Dieser grüßte mit einem gewissen Zögern, als wünschte er eine Anrede und wage sie nicht selbst zu thun.

Hippolyt dies bemerkend und in einem plötzlichen Einfall, blieb stehen und sagte: „Ah, mein lieber Herr Lieutenant, wir haben uns lange nicht gesehn. Wie geht es Ihnen?"

„O, mir — —" erwiederte er gedehnt, als sei diese Frage keiner Antwort werth, „ich wollte nur gern die Gelegenheit benutzen mich nach Ihrem Befinden und dem Ihrer verehrten Familie zu erkundigen. Ich habe leider vernommen, daß Krankheit —"

„Ja, sie haben leider Recht," sprach Hippolyt im Weitergehen, während Palm sich ihm anschloß. „Erst war ich lange Monate krank — ich sage Ihnen, es war ein Zustand zum Verzweifeln, rückte nicht von der Stelle, schwaches Fieber, Reizbarkeit der Nerven, kein Bissen schmeckte mir mehr, Cigarren — nun, Sie wissen, was es heißen will, wenn der passionirte Raucher" — er zog dabei das Etui aus der Tasche und präsentirte seinem Begleiter die ächte Havannah — „einen Abscheu vor ihr hat. Nicht sehen konnte ich sie. Karlsbad hat es wieder in's Gleiche gebracht.

Jetzt rauche ich schon meine zwei, drei Cigarren mit Genuß und ich denke, ich komme wieder auf meine sieben, acht, wie früher und will das als ein Zeichen der vollständig wiedergekehrten Gesundheit begrüßen.

Und wie haben Sie die Zeit verlebt? Einen Frühlingsbesuch auf dem Lande bei den Ihrigen gemacht?"

„Ich — ja gewiß, zum Geburtstage meiner Mut-

ter war ich zu Hause — und Sie haben in Karlsbad eine angenehme Zeit verlebt — allesammt?"

„Allesammt, das bezieht sich nur auf meine Frau und mich; meine Töchter waren nicht mit uns. Die Unruhe, welche sich um junges Leben schaart, paßt für einen Kranken nicht, der es mit seiner Kur ernst nimmt. Wir lebten namentlich die erste Zeit ganz still zurückgezogen, kaum, daß ich einen Spaziergang auf die Berge wagte; mit der zunehmenden Gesundheit aber wuchs auch der Unternehmungsgeist. Die letzten Tage hätte ich noch alle Berge besteigen, alle Wege gehen mögen. Es ist reizend in Karlsbad. — Die Umgebung, das Schluchtartige, Felsige, der Wald schaut einem zu allen Fenstern herein — das freie Bewegen der aus allen Ländern zusammengeströmten Menge, aus allen Schichten der Gesellschaft, das gemächliche Schaaren um die vortreffliche Musik — selbst der Kern des Ganzen, das Brunnentrinken, spielt sich so heiter beruhigend ab, bei den schönen Klängen, in der Beobachtung des interessant mannigfaltigen Publikums — ich will Ihnen nicht wünschen, daß Sie jemals leberleidend werden, aber wenn es geschieht, so benutzen Sie die gute Gelegenheit nach Karlsbad zu gehen, ha, ha, ha."

Er lüftete den Hut — sie waren eben bei seiner Wohnung angekommen — und wendete sich dem Eingange in den Vorgarten schon zu, als er plötzlich inne haltend noch sagte: „Kommen Sie doch mit in den Garten, da finden wir meine Damen. Seit Erna

leidend, halten sie sich fast den ganzen Tag darin auf. Sie werden sich freuen Sie zu sehn, und Zerstreuung ist für Halbkranke die beste Arzenei."

Eine dunkle Blutwelle jäher Freude stieg zum Glück ungesehen in den eben noch wie in bleichem Aerger ringenden Zügen des jungen Mannes auf.

Aus dem Zorne über den Egoismus oder die abweisende Haltung des Mannes, der nur von seiner längst überwundenen Krankheit zu reden wußte, oder reden wollte und mit keiner Sylbe des Leidens eines Engels, wie diese Tochter war, erwähnte — aus dem bitteren Grollen über die verweigerte Auskunft über das, was zu erfahren er so dringend wünschte, plötzlich versetzt in die Hoffnung sogleich vor ihr zu stehn, sie selbst zu sehn und zu sprechen, durch eigenen Augenschein zu erfahren, was an den Gerüchten über ihre Krankheit, über die mit ihr vorgegangene Veränderung Wahres und Unwahres sei — in stummem Jubel ging er neben dem Vater hin, der sprach, er wußte nicht was, nur der Name „Silvia" traf ohne Zusammenhang sein Ohr, und „Reisen" und „Tyrol" —

„Sie wollen ein milderes Klima aufsuchen?" fragte er, das Gehörte mit Erna's Krankheit erschreckt zusammenreimend, während er die brennende Cigarre in die zierliche, zu diesem Beruf bestimmte Kapsel von Silber legte und sie in der Brusttasche barg.

„Bewahre, ich danke Gott, daß ich es nicht mehr nöthig habe," sagte er, und da traten sie um die Ecke

und hatten den Einblick in die Laube, an deren Eingang Erna auf einem Sessel lehnte, das lockige Haupt in die grünen Ranken gedrückt, die im Spiel des leichten Abendwindes sie kosend umzitterten.

Lilienweiß wie ihr luftiges Gewand war das zarte Gesicht, die sonst so elastische Haltung matt und gebrochen.

Lieutenant Palm brauchte die kurze Strecke bis zur Laube um Fassung zu gewinnen und nicht zu verrathen, welchen schmerzlichen Eindruck ihm die Erscheinung Erna's hervorrief. Aus dem Hintergrunde der Laube trat ihm Theresa entgegen.

„Ich habe nicht gewagt, mich früher persönlich nach dem Befinden der Damen zu erkundigen," nahm Palm das Wort, weil ich zu belästigen fürchtete, Herr Director aber hatte die Güte mir zu erlauben —"

„Seien Sie willkommen und setzen sie sich zu uns," erwiederte Theresa freundlich; „wir sind jetzt wieder in der Lage uns zu freuen, wenn die Bekannten sich unserer erinnern und nach uns sehn. Das Besuchemachen freilich müssen wir noch einige Zeit unterlassen."

„Die Genesung aber", wandte der junge Mann mit ernst theilnehmendem Gesicht sich jetzt an Erna, deren Wangen von der Ueberraschung dieses plötzlichen Besuchs sanft rosig angehaucht worden waren, „die Genesung aber schreitet doch hoffentlich in gewünschter Weise vor?"

„O ja," erwiederte Erna leichthin, „aber bitte,

erzählen Sie uns etwas von den Bekannten und dem hiesigen Leben und wie es Ihnen selbst in der ganzen — Zeit ergangen ist — seit — seit —"

Es kam eine Anwandlung der Schwäche über sie, ihre Augen schlossen sich, die letzte Spur der flüchtigen Rosen verblich, es dauerte einige Augenblicke, bis sie auf's Neue erröthend hastig hinzusetzte „seit dem Winter."

Lieutenant Palm war ein scharfer Beobachter, es entging ihm nichts, doch besaß er eine genügende Herrschaft über sich selbst, davon nichts zu verrathen.

Er erzählte, da er deutlich erkannte, wie ihr das eine Erleichterung war und so wenig es ihm zuerst gelingen wollte einen heiteren Ton anzuschlagen, so machte er im Verlauf der Unterhaltung doch den Versuch, und da er das kindliche Lächeln flüchtig in diesen Zügen voll Leid erblühen sah, so suchte er den erheiternden Charakter seiner Erzählungen festzuhalten. Die Mutter lohnte ihm diese Bemühungen mit erhöhter Freundlichkeit und der Aufforderung die Abendmahlzeit mit ihnen zu theilen, zu welcher der Diener die Geräthschaften herbeibrachte.

Er konnte es noch immer kaum begreifen, daß er ihr so zwanglos gemüthlich gegenüber saß und doch vor einer Stunde noch keine Ahnung von diesem Glücke gehabt.

Würde sich's wiederholen? Durfte er wiederkommen?

Nachdem das Abendbrod vorüber, kamen noch

ein paar Fräuleins im Gange daher, welche Mitbewohnerinnen des Hauses waren und sich im Promeniren nach dem Befinden Erna's erkundigen wollten.

Sie setzten sich zu der Gesellschaft und begannen eine laute lustige Unterhaltung, welche Erna anzugreifen schien. Zwei rothe Rosen erblühten auf ihren Wangen, sie athmete schneller und wurde noch stiller als zuvor.

Palm hatte, als die Damen herangekommen waren, so geschickt manövrirt, daß er den Platz an Erna's Seite behalten. Er sah wie sie litt von der inhaltslosen Lustigkeit, mit welcher sie vielleicht noch hofften einen zerstreuenden Einfluß zu üben, und brachte geschickt die Unterhaltung in ein ruhiges Geleis. Ein dankbarer Blick aus Erna's Auge belohnte ihn überreich.

„Wie kommt es doch," dachte sie, „daß dieser junge Mann einen feineren Tact, ein richtigeres Gefühl davon hat, was einer Kranken wohl thut und wehe, als diese Mädchen, die weibliche Wesen sind und an Jahren älter als er. Dieser junge „Prinz Hyazinth" ist ein so feinfühlender, frischer und ritterlicher Charakter — seine Eltern mögen recht ihre Freude an ihm haben und ich könnte ihn gern haben wie einen Bruder. Ich wollte, ich hätte einen solchen Bruder. —

„Haben Sie eine Schwester?" fragte sie ihn, indeß Vater und Mutter die Unterhaltung mit den Damen fortführten.

„Sogar drei," erwiederte er heiter. „Die eine ist älter als ich und hat mich mit erzogen, zwei andere sind jünger und standen unter meiner brüderlichen Fürsorge. Ich vertrat sogar in den Ferienzeiten, wenn ihre Erzieherin auf Reisen war, die Stelle eines Hauslehrers bei ihnen, bis ich das elterliche Haus verließ um mich meinem jetzigen Stande zu widmen."

„Die Ihrigen leben auf dem Lande?"

„Ja wohl, in der Gegend von S.* auf den Gütern des Fürsten W., auf welchen mein Vater die Stellung eines Generaldirectors bekleidet."

„Und da wuchsen sie so kräftig auf," sagte sie, „ach, es ist ein unschätzbares Glück auf dem Lande zu leben. Ich genoß es auch in unserem lieben Reinsdorf. — Doch, auch hier ist es ja schön und grün. Ich bin so gern im Freien."

Nun schwieg sie und er veranlaßte sie nicht zum Sprechen.

Sie strich mit einer unbeschreiblich müden Handbewegung die Locken aus der heißen Stirn und sagte nach einiger Zeit: „Es will nicht kühl werden — es bleibt so bedrückend und schwül — sind Sie ein Wetterprophet? Wird uns heut Nacht ein Gewitter Erfrischung mitbringen?"

„Ich fürchte, ich darf das nicht versprechen," erwiederte er den Himmel betrachtend und sich, um das besser zu können, erhebend und unter den Bäumen hervortretend.

„Es ist vielleicht draußen freier," sagte Erna.

Theresa schlug sogleich einen Gang durch den Garten vor und wie man dazu sich paarweise ordnete, weil die schmalen Gänge dies so geboten, fand sich's, daß Palm wieder an Erna's Seite ging. Sie folgten langsam und schweigend den Anderen.

Am Ende des Ganges stand ein kleines Mädchen in ärmlicher, doch sauberer Kleidung. Seine braunen Zöpfe waren glatt geflochten, der Scheitel gerade gezogen, das Gesicht und die Hände rein gewaschen. Sie mochte zehn oder zwölf Jahre alt sein.

Als Erna näher herangekommen war, nickte sie dem Kinde freundlich zu und sagte: „Ich danke, Lieschen, heut brauche ich Dich nicht."

Das Kind machte ein enttäuschtes Gesicht.

„Morgen Nachmittag," sprach sie, „wenn Du aus der Schule gekommen bist."

„Es ist zuweilen meine kleine Vorleserin," erklärte Erna ihrem Begleiter.

„Dieses Kind?" fragte er lächelnd.

„Freilich unterhält es mich mehr die Fortschritte, die ganz wunderbare Empfänglichkeit dieses Kindes zu beobachten, als daß ich am Lesen selbst könnte einen Genuß haben. Ich muß doch auch Bücher wählen, die für ihr Verständniß geeignet sind. — Für meinen jetzigen Zustand ist mir aber auch eine Lectüre, bei welcher mein Geist nicht sehr zu arbeiten braucht, ganz willkommen. Wir lesen jetzt das „Tagebuch dreier Kinder, in zwei und fünfzig Sonntagen"

von Stein. Darin weht ein so echter Geist der Kindlichkeit, daß jede Zeile eine — eine Erfrischung ist.

Und dieses Vorlesen verbessert die Sprache des Kindes, ich halte darauf. Ich mag nicht gern eine rohe nachlässige Sprache und ich bedauere sehr, daß den Armen und Niedrigen in dieser Beziehung nicht besser aufgeholfen wird.

Wenn wir Alle in unseren Beziehungen zum Volke es stets im Auge behielten und freundlich überzeugend darauf hinwirkten, so würde dies nicht ohne guten Erfolg sein.

Lieschen hat mir versprochen ihren Gespielinnen jedes rohe und unrichtige Sprechen wehren zu helfen."

„Und Sie nennen diese Schülerin Ihre Vorleserin und danken ihr für ihre Besuche und Vorlesungen," nahm Palm das Wort. „Haben Sie aber noch nie das Bedürfniß nach einem für Sie selbst angemessenen Vorleser empfunden?"

„Zuweilen wohl, aber meine Gedanken sind jetzt unfolgsame Kinder — sie emanzipiren sich — entgleiten meiner Herrschaft — und weil mein Schlaf noch nicht wieder ganz gut, gerathe ich zuweilen in ein halbes Traumwachen" —

„Das Ihnen jedenfalls zuträglich ist," sagte er. „Ich wollte Sie würdigten mich dieses Amtes."

Sie blickte ruhig zu ihm auf und erwiederte nichts. Der kurze Gang hatte sie schon ermüdet, sie setzte sich

auf die Bank, welche am Wege stand und hob die Blicke zum Abendhimmel auf.

Es dunkelte bereits. Der breite Thurm am Ende des Gartens hob sich dunkel und schwer vom klaren Himmel ab, an welchem die Sterne matt schimmernd hervortraten.

„Wer bewohnt denn eigentlich den seltsamen Bau?“ fragte er nach einiger Zeit, in welcher er ihre Antwort vergeblich erwartet hatte, um etwas zu sprechen.

„Ich weiß es nicht,“ erwiederte sie leise und es zitterte etwas in ihrer Brust schmerzlich bei dieser Antwort.

Sie blickten beide hinüber und Erna gedachte des blutrothen Scheines, der eines Nachts aus den beiden Spitzbogenfenstern ihr entgegengeglüht und an die Erscheinung unter dem nächtlichen Himmel, die ihr wie ein ergreifendes Gemälde einen unvergeßlichen Eindruck hinterlassen.

Es that ihr wohl, daß Palm zu schweigen verstand, das gab ihr das Gefühl des Ruhens in seiner Gesellschaft. Sie wandte ihre Blicke ihm langsam zu — und da, indem ihr Auge einen Augenblick auf seinen Zügen ruhte, glitt ein dunkles Glühen über dieselben hin, einen Augenblick strahlten sie im Purpurschein — sie blickte zurück nach dem Thurm und sah noch das Erlöschen des Lichtes hinter den rothen Scheiben.

Es durchzuckte sie wie jähe Freude. Der Gedanke,

daß dieser Thurm ein edles Kleinod berge, in welchem sie geistig Verwandtes ahnte, hatte sich seit jener nächtlichen Erscheinung ihrer bemächtigt und es hatte ihr gefehlt, ein Zeichen des Bewohntseins wieder an ihm wahrnehmen zu können. Der Wunsch zu erfahren, wer eigentlich sein verborgenes Dasein an diesem Punkte führe, trat jetzt lebhaft in den Vordergrund und als eben der Besitzer des Grundstücks promenirend sichtbar wurde, trat sie ihm einige Schritte entgegen und richtete die Frage nach dem Bewohner des Thurmes an ihn.

Er erwiederte, es sei ein Fremder, welcher nach großen Reisen seine Erinnerungen und Skizzen zu einem Werke ordnen wolle, welches er herauszugeben beabsichtige; den Namen aber habe er vergessen.

So hatte ihr Gefühl sie nicht betrogen, der Thurm barg wirklich interessante Schätze — sie versank über diese Entdeckung in Nachdenken und Palm bemerkte nach einiger Zeit, der Fleiß des Fremden müsse ein außerordentlicher sein, da er ihm keine Zeit ließe sich in der Gesellschaft oder doch an irgend einem öffentlichen Orte zu zeigen. „Wahrscheinlich ist er ein echter Bücherwurm,“ schloß er.

Nein, das war er nicht, das wußte Erna bestimmt. „Eher eine Künstlernatur,“ dachte sie, doch sprach sie es nicht aus.

Man nahm jetzt noch gemeinschaftlich einige Minuten Platz in der Laube, und weil Erna schweigend mit den Anzeichen großer Ermüdung zurückgelehnt

saß, verabschiedeten sich die Gäste und Theresa mahnte das Zimmer aufzusuchen.

„Gute Nacht, meine gute, beste Mama,“ sagte Erna leise und innig, als sie sich trennten.

„Ich komme noch zu Dir,“ entgegnete diese liebkosend den Arm um sie schlingend.

Erna wollte es nicht, „ich weiß, Du hast um diese Zeit noch für Papa so Manches zu ordnen und Niemand thut es ihm so zu Dank, als Du,“ sagte sie, doch Theresa ließ sich's seit ihrer Rückkehr von der Reise niemals nehmen noch einmal bevor sie selbst zur Ruhe ging in Erna's Zimmer zu kommen.

Als sie später bei ihr eintrat traf sie sie noch am Fenster stehend.

„Es ist so schwül im Zimmer,“ sagte sie, „ich konnte mich noch nicht entschließen das Fenster zu schließen.“

Sie lehnten sich beide hinaus und athmeten die nächtliche Kühle. Dabei erzählte Erna der Mutter von der einsamen Männererscheinung, welche sie einstmals von hier aus im fast taghellen Licht des Mondes beobachtet hatte und von dem Bescheide, welchen der Wirth des Hauses ihr heut auf ihre Frage ertheilt.

„Das ist ja interessant,“ erwiederte Theresa angeregt, „und es ist nur zu bedauern, daß uns die Schätze unzugänglich bleiben sollen. Wir aber können freilich eine Verbindung mit dem geheimnißvollen Manne nicht anbahnen, welche er geflissentlich von

sich abzuhalten sucht. Auch könnten wir leicht störend in seine Studien und Arbeit eingreifen. Es hat aber schon einen Reiz zu wissen, daß Interessantes in unserer Nähe vorgeht. Nun aber — gute, gute Nacht, mein Kind."

Erna schloß das Fenster und geleitete die Mutter bis zur Thür mit dem Vorsatz sich niederzulegen; als sie aber allein war und zu ihrem Bett hintrat, wendete sie sich mit einem kalten Schauer wieder ab.

„O, es ist schaurig da zu liegen, die Beute meiner Gedanken," seufzte sie. „Und will's denn nimmer enden? Warum ist Silvia noch immer stumm gegen mich? Hab' ich das um sie verdient?"

Sie stand lange mitten im Zimmer, die gefalteten Hände hingen matt herab. Endlich schritt sie wieder zum Fenster, es war zum Ersticken heiß im Zimmer, sie öffnete beide Flügel und wanderte langsam auf und ab.

Seit Silvia nicht im Hause war, die Erna's Spiel nicht hören wollte, hatte das Instrument mitten im Zimmer derselben seinen Platz erhalten und es war für diese eine Erleichterung geworden, zuweilen noch spät, ehe sie zur Ruhe ging, zu spielen und leise, oft unterbrochene Liedesstrophen zwischen hinein zu singen.

Unmusikalische Naturen können es nicht verstehen, wie man in Schmerz und Sorge Musik machen kann und zweifeln jede Tiefe der Empfindung an, die sich in Tönen ergießt.

Für Erna war die Welt der Töne die einzige Stätte geworden, wo sie sie selbst sein durfte, und darum liebte sie es zu später Abendstunde zu spielen, wenn sie allein war. Daß sie keines Menschen Schlaf im Hause störte, wußte sie. Sie hatte sich sorgfältig erkundigt; es befanden sich alle Schlafzimmer auf der anderen Seite des Hauses wo man, das wußte sie von den eigenen Eltern, keinen Laut vernahm, sobald die Thüren alle geschlossen waren.

Jetzt öffnete sie die Thür und sah nach, ob dies der Fall. Leise schritt sie durch die dunklen Gemächer und kehrte, jede Thür hinter sich schließend in das ihre zurück. Sie setzte sich an das Instrument und hastig, als könnten es die Hände nicht erwarten, den Laut zu wecken, welcher der Ausdruck der verschwiegenen Empfindungen des Busens wäre, griff sie einige wilde Accorde, die wie ein Angstruf aus tiefster Seelennoth die stille Nacht durchbebten.

Erna selbst schrak zusammen vor der Grellheit des geweckten Lautes und löste ihn in schwermüthige Melodien auf, die nur halblaut, wie träumerisches Flüstern, hinausschwebten und unter dem Sternenhimmel klagend verwehten, wie Aeolsharfenklang.

Draußen klirrte leise ein Fenster im Thurm. Die rothe Scheibe hatte sich geöffnet und der männliche Kopf, welchen Erna in jener Nacht zum Sternenhimmel erhoben gesehn, neigte sich lauschend der Klage in Tönen, in welche die süße Mädchenstimme wie zitternder Silberglockenklang sich mischte, wieder schwieg

und auf's Neue irgend einer schwermuthsvollen Tongruppe sich begleitend anschloß.

Matt schimmerte aus den blumenbesetzten Fenstern der Spielenden das Licht der kleinen Lampe herüber zu dem Lauscher, der im dunklen Gemache am Fenster saß. Er wußte es längst, daß die zarte Gestalt sich nach beendetem Spiel noch einmal in die Nacht hinauslehnte, bevor sie das Fenster schloß, und der Strahl seines Lichtes, der ihr verrathen hätte, daß sie nicht allein noch wach sei, hätte vielleicht die nächtliche Klage für immer schweigen gemacht.

Jetzt, da die Tonbilder einen erregteren Charakter angenommen und sich verschlangen wie gerungene Hände, wie wirre Erzählung angstvoller Begebenheiten — da schwiegen sie mit einem festen, langhallenden Ton, der die steigende Fluth des Tonmeeres bannte.

Nach einer langen Pause begann noch einmal das Spiel mit gedämpftem Vibriren der tiefen Töne und einer unbeschreiblich rührenden Melodie, die ab und zu bis zu mühsam gedämpfter Leidenschaft anschwoll und einem Texte sich anzuschließen schien.

Und jetzt erklang auch die Stimme wieder.

Der Mann im Thurmfenster hatte bei den ersten wiederbeginnenden Tönen hastig sein Fenster verlassen und gleich darauf war eine dunkle Gestalt aus der Thür geschlüpft, hatte die in der dichten Hecke verborgene leichte Umzäunung von Drath leicht übersprungen und stand jetzt regungslos am Pfeiler unter Erna's Fenster, von dem Fliederbusch verborgen,

der im Frühjahr seine süßen Düfte dem schönen traurigen Mädchen da oben zusendete, das den gesunden Schlaf der Jugend nicht kannte und der verschwiegenen Nacht sein Leid vertraute.

Leise, aber deutlich vernehmbar drangen die Worte des Liedes an sein scharfes Ohr.

Lilie, du reine,
Welch ein Strahl hat Dich gesengt?
Welch ein Sturm Dich gebeuget,
Dein Kleid staubgetränkt?

Aus Erdenweh schwingen
Sich aufwärts zum Heil —
Ach, wie im Ringen
Das Weh mir ragt steil!

Ich möchte noch einmal
Jauchzen vor Lust,
Die Bande sprengen
Um meine Brust. —

Ach, einmal noch dürfen
Ich selber sein —
Bis ewig schweigend
Ich ruh' im letzten Schrein. —

Nun war Alles still. Auch der Lauscher regte sich nicht. Nach langer Pause, sie mochte wohl über eine Viertelstunde gewährt haben, ließ sich von oben ein Ton vernehmen, als werde das Instrument geschlossen, dann strich ein Schatten an den Vorhängen hin und nahte dem offenen Fenster, das der Be-

obachter scharf im Auge behielt. Das lockige Haupt erschien noch einmal sich niederneigend und dann aufwärts sich richtend, dann klirrte das Fenster, und nach wenig Augenblicken erstarb auch der Lichtschein hinter den zugezogenen Gardinen.

Der Bewohner des Thurmes, welcher nun auch seinen Platz verließ, blickte noch einmal zurück, bevor er in der Thür seiner Behausung verschwand. „Morgen," sagte er, indem er seine Schwelle überschritt und die Thür geräuschlos hinter sich schloß.

Siebentes Kapitel.

„Prinz Hyazinth" hatte nicht gewagt, das von Erna sehnlich gewünschte Gewitter für die Nacht zu prophezeihen; es war aber doch gekommen und hatte die unter langer Hitze hinschmachtende Pflanzenwelt köstlich erfrischt und der Luft die ermattende Schwüle genommen.

Der Morgen war herrlich.

Die Familie des Gerichtsdirector Werder hatte im Garten gefrühstückt und sich an der würzigen Luft erlabt, bis den Hausherrn sein Amt rief und er, von Theresa durch den Garten bis an das Haus begleitet, sich anschickte, nach dem Stadtgerichtsgebäude sich zu begeben.

Erna blieb im Garten. Theresa mußte sie einiger häuslichen Obliegenheiten wegen auf einige Zeit verlassen, so sehr sie dies auch, wo es anging, zu vermeiden suchte. Jetzt sah sie sie mit Zeichnen beschäftigt, und glaubte voraussetzen zu dürfen, daß

diese Beschäftigung ihr bis zu ihrer Rückkehr eine angenehme Zerstreuung gewähren werde.

Erna zeichnete auch noch einige Zeit fleißig weiter und ein matter Anflug von Lächeln zeigte zuweilen an, wie lebhaft sie sich im Geiste mit ihrem kleinen Lieblinge beschäftigte. Es schien sie aber bald zu ermüden und sie lehnte sich im bequemen Lehnsessel zurück, um zu ruhen.

Ihr schönes dunkles Auge wanderte über die Beete, auf denen der Pächter des Gartens, ein Handelsgärtner, eine buntwallende Fülle von Blumen zog. Den Gang entlang, in welchen die Laube mündete, standen auf den blumenbesetzten Rabatten hohe, in voller Blüthe stehende Rosenbäumchen, deren süße Düfte am Abend mit den würzigen der niedrigen, unscheinbaren Reseda sich lieblich mischten.

„Ja, Ihr seid da, treue Gesellen in Leid und Freud," redete sie leise flüsternd zu den Blumen, „Ihr seid da, die Ihr unsere frohen Feste mit uns feiert und unsere Gräber schmückt; die Ihr uns freundlich entgegenlächelt, wenn unser Blick Euch trifft, und uns dankbar blüht und gedeiht, wenn unsere Hand Euch sorglich pflegt. Ihr seid da — und ich bin es auch; und sonst — wo wir uns trafen, da waren wir beisammen — es winkte und wehte mir aus jedem Kelch ein „komm, komm!" entgegen, mich zog der Duft, der liebliche Reiz, jede sich neigende Staude lockte mich ihr Stütze zu geben, jede wild im Winde schwankende Ranke sie anzubinden.

Jetzt sehe ich Euch auch wohl, allein wie aus weiter Ferne — geschieden sind wir durch eine breite Kluft. Sonst schmückt' ich allmorgentlich Haar und Brust mit einer Blüthe, da kam Jugend 'und Lust und Blüthe zusammen, es blüthe sich so fröhlich, wie dort auf den Beeten — wie sich die Rose wiegt im Licht des jungen Morgens. Das ist vorbei — vorbei."

Sie drückte die Hand auf das Herz und senkte das Haupt.

Dann sang sie im Flüsterton:

„Und wüßten's die Blumen, die kleinen,
Wie tief verwundet mein Herz,
Sie würden mit mir weinen,
Zu lindern meinen Schmerz." —

Nach einiger Zeit stützte sie den Kopf auf den Arm und betrachtete die angefangene Zeichnung. „Es mag sich schon verändert haben," fuhr sie in ihren Gedanken fort, „wenige Wochen thun ja Wunder an solchen kleinen Geschöpfchen. Ich will ihm ein schönes Kleidchen machen, in meinen Farben, weiß, mit blau verziert — es ist ja mein Pathchen."

Sie zeichnete wieder einige Striche — doch die Arbeit strengte sie an, sie mußte ablassen davon.

„Wie soll das werden," seufzte sie tief und schmerzlich auf, „meine schwindenden Kräfte — arme liebe treue Mutter, wie wird Dein Kind Dich noch betrüben."

Sie lag mit geschlossenen Augen zurückgelehnt, die Locken, die von der Stirn in losen Wellen aufwärts

zurückgestrichen waren, flutheten wie flüssiges Gold über die Schultern auf das weiße Gewand und zur zarten Taille nieder, um die ein blaues Band sich schlang. Lilienweiß und zart wie das Gewand war die ganze Erscheinung des Mädchens.

Es spricht nichts so beweglich an unser Herz als leidende und traurige Jugend.

Sie ist zu fröhlichem Lebensgenuß berufen, ihr gehört die Welt, sie hat ein Recht auf blühende Kraft und frisches freies Thun.

Und nun sie sehen, gebrochen, von bittrem Weh erfüllt, gehemmt im fröhlichen Aufschwunge — das Haupt neigend, wie die von rauhem Reif getroffene Blume — das dringt ganz anders noch uns zu Herzen, als wenn wir die Gebrechen des Alters sehn, denen abzuhelfen in unserer Macht nicht liegt.

Leidender Jugend aber gegenüber erfüllt uns das heftige Verlangen, sie zu schützen und zu bewahren, den Wurm zu ergründen, welcher die frische Lebenskraft zernagte, die Natur zu befreien von dem Drucke, unter welchem sie leidet, die Bahn ihr frei zu machen zu fernerem rüstigen Vorwärtsschreiten.

Wie schweigend Theresa die Sorge um ihr geliebtes Kind auch litt, es läßt sich begreifen, wie tief sie war und wie schwer sie es trug nicht helfen zu können, wo sie ihr Theuerstes bedroht sah. Sie stand vor einem Geheimniß, dessen Natur sie nicht zu ergründen vermochte. Das sonst so offene Kind wich jedem Versuch, eine Aussprache herbeizuführen, mit

einer Erregung aus, welche ihren Zustand auf Tage hinaus verschlimmerte und „Gemüthsruhe vor Allem" hatte der Arzt als erstes Heilmittel zur Bedingung gemacht.

Im Gemüth saß das Uebel, daran zweifelte Theresa nicht; vielleicht aber war es nur die Folge der steten Reibungen, Zurückweisungen und stillen Kränkungen, welche Erna durch Silvia zu erleiden gehabt, vielleicht war ihr endlich die Kraft ausgegangen es fortzuführen, die rührende Geduld hatte ihr Ende erreicht, der zurückgedrängte Schmerz über das verbitterte Jugendleben die zarte Blüthe zernagt, und nun — nun grollte sie heimlich mit ihrer Mutter, welche die Quelle dieses Leidens war, das alte schöne Vertrauen, das heilige Verständniß, welches stets zwischen ihnen gewaltet, es bestand nicht mehr, Theresa war nicht mehr die Zuflucht der Gedanken ihres Kindes, sie selbst vermochte nicht mehr zu lesen in der Seele desselben, wie zuvor.

Da war kein Weg und kein Steg gewesen, den sie nicht kannte und sicher ging; nun stand sie vor verschlossenen Pforten. O, daß ihr das geschehen mußte, grade das!

War's nicht das Heiligste, was sie je besessen?

Hatte sie denn so schwer gesündigt durch Schließung des neuen Ehebundes, daß so Hartes daraus entstehen mußte?

Wie Erna rang, ihr geistiges und körperliches Leiden geringer erscheinen zu lassen, als es war, so

bot Theresa alle ihre Kräfte auf, den Schmerz über Erna's Zustand, über ihren Mangel an Vertrauen zu beherrschen.

„Mir bleibt nun nichts, den entstandenen Schaden zu vergüten," sagte sie sich verzweiflungsvoll, „als die Gegenwart; untadelig zu sein in ihr, so weit mein Herz und meine Einsicht mich richtig führen. Sie soll meine Liebe sehn und soll mir um ihretwillen vergeben lernen. O, mein Kind, mein Kind! Ich habe den Schatz nicht zu hüten gewußt, ich bin des anvertrauten Pfandes nicht würdig gewesen." —

Das ahnte Erna nicht. Auf den Gedanken, daß der Schmerz ihrer geliebten Mutter um das geknickte Dasein ihres Kindes diese selbstquälerische Richtung nehmen könnte, kam ihrer Seele nicht.

Es ist die unselige Folge des Geheimnisses zwischen zwei sonst einander eigenen Seelen, daß es wie ein gefährliches Schlingwerk sich in alle Verhältnisse hineinrankt, sie alle beengt und bedrückt und überall die freie Regung nimmt.

„Die Worte, die aus meinem Herzen auf die Lippe drängen", dachte Erna, mit geschlossenen Augen ganz ihrem Innenleben hingegeben, „ich darf sie nicht reden und muß andere wählen, die meinem Inneren fern sind und fremd.

Oft ist mir als spräch' es ein Anderer, und ich staune, wie man Dinge reden kann die Nichts sind. —

Ob sie wohl glücklich ist? Und nur im Egoismus des Glückes meiner nicht gedenkt?

Wenn ich litte, so litte — und sie wäre es nicht und die Sühne bliebe aus. —

Wann, wann wird es klar werden? Sie schreibt wieder nicht. — —

Wie kam dieses Herz, dieses kalte, steinerne Herz in den Busen eines Weibes? Eines Weibes, das stets mit solcher Liebe umgeben war. — —

Nun glaub' ich an die Ohnmacht der Liebe. Sie kann nur ihre Zauberkraft entfalten, wenn sie den Acker bereitet findet, der ihr Gedeihen giebt. Hier fiel sie auf Fels — da geht keine Saat auf." —

Sie träumte so hin, in der Welt voll verschwiegener bitterer Gedanken, bis sie in der Ermüdung in helles Traumwachen sank, in welchem sie nur peinlich und schmerzhaft den Schlag des Herzens empfand, aus dem die dumpfe Empfindung der Angst nicht mehr weichen wollte.

Langsam nahende Schritte ließen sie nach einiger Zeit die Augen öffnen. Unter den halbgeschlossenen Lidern blickte sie den Gang entlang.

Es schritt ein Herr wie sinnend an den Beeten daher; jetzt blieb er stehen, im Anschauen einer Rose, nahm den Hut ab und strich langsam mit der Hand über die freie schöne Stirn.

Erna richtete sich auf, ihr Herz schlug, als wolle es zerspringen, zwei matte Rosen erblühten jäh auf ihren weißen Wangen — ja, das war die Erscheinung

aus jener Mondnacht — da stand sie unter dem hellen Sonnenlicht und wie dieses Auge damals im gestirnten Himmel der erhabenen Natur seine Bewunderung geweiht, so koste es jetzt mit den lieblichen Kindern der Erde, den Blumen —

Wieder kam er einige Schritte näher und stand — wußte er nicht, daß kein Weg mehr abzweigte — daß er an der Laube vorüber mußte — er brach die schönste Rose, die noch thaubesät ihm entgegenblühte und kam langsam heran. —

Erna zitterte und sank zurück — sie hatte sich gesehnt ihn zu sehn und zu sprechen, jetzt rief es in ihr, „o, nur das nicht, nur das nicht! Nur wenn ich i c h bin, nicht so in Banden, so niedergeworfen." —

Er stand vor ihr, den Hut in der Hand und die Rose.

„Vergeben Sie dem Zudringlichen," sagte er mit wohltönend sanfter Stimme, „ich glaubte Ihren Herrn Vater hier zu finden. Ich wollte mich als Nachbar bei ihm melden. Ich bin der Bewohner des Thurmes."

Erna hatte sich mit gewaltsamer Beherrschung aufgerichtet um seine Begrüßung zu erwiedern.

„Mein Vater ist zu dieser Zeit stets amtlich beschäftigt," sagte sie leise und erhob das schüchterne Auge zu dem edlen theilnahmevollen Angesicht, um vor dem mild fragenden Blicke es schnell wieder zu senken.

„So will ich ein ander Mal kommen," sprach er, doch stand er noch. „Ich bin Maler und heiße

Marino," nahm er nochmals das Wort. „Von meinen Reisen zurückgekehrt, ließ ich mir dies stille Asyl" — er deutete nach dem Thurme hin — „bereiten, um meine Skizzen zu ordnen und auszuführen, meine Erfahrungen nieder zu schreiben."

„Sie sind Maler, mein Herr?" nahm Erna lebhaft auf, doch sie hielt das Wort zurück, das ihr noch auf der Lippe schwebte. „Da kommt meine Mutter," sagte sie, und der Fremde wandte sich der, den Gang rasch daher kommenden Theresa entgegen.

„Ich wollte mir eben die Ehre geben," redete er sie an, indem er mit weltmännisch sicherem Anstande sich verbeugte. „Ich bin Ihr nächster Nachbar, gnädige Frau, und nur eine ernste Beschäftigung hinderte mich bis heut an einer längst gewünschten Annäherung. Mein Name ist Marino, ich bin Maler." —

In Thersa's Zügen sprach sich ein großes Staunen aus. „Wie," sagte sie, und reichte ihm die Hand entgegen, „unser Reisegefährte — und uns so nah — ich freue mich herzlich und mein Mann wird ebenfalls sehr angenehm überrascht sein, Sie hier zu finden. Wie ist das seltsam — sich hier so am kleinen Ort zusammen zu finden. Sie hielten sich also nicht lange am Comersee auf?"

Es zog ein Schatten über seine Stirn, er blickte zu Boden als er entgegnete: „Nein. Mein Geschäft war dort rasch erledigt — ich eilte von dort auf dem directesten Wege hierher zurück."

„So waren Sie schon früher hier ansäßig?“ fragte sie voll Verwunderung.

„Seit vorigem Herbst,“ bestätigte er.

„Und wir sahen uns niemals,“ drückte Theresa ihr Erstaunen weiter aus.

„Das ist ganz natürlich,“ erklärte er, während er den Stuhl an Erna's Seite nahm, auf welchen die Mutter einladend gedeutet hatte, „ich bin den ganzen Winter nur in den späten Abendstunden die einsame Chaussee entlang gelaufen. Der tageshellen Stunden waren mir stets zu wenige für meine Arbeiten, und ich hatte viel zu thun meine Reiseeindrücke, so lange sie noch frisch waren, zu Papiere zu bringen. Ich hatte eben, um in voller Ungestörtheit zu arbeiten, den fremden Ort gewählt und mußte im Interesse meines Werkes jede gesellige Anknüpfung vermeiden.

Das ist jetzt nicht mehr so dringend nothwendig, ich darf einige Stunden des Tages wohl nach Belieben zu meiner Erholung verwenden.“ Er richtete bei den letzten Worten seine Blicke auf Erna.

„Sie haben unter den interessanten Errungenschaften Ihrer Reisen den Verkehr mit Menschen gewiß nicht vermißt,“ nahm Theresa wieder das Wort. „Der eigenthümliche Bau da“ — ihr Blick fiel auf den Thurm — „mag viel Bedeutsames und Merkwürdiges bergen. Sie sind Landschaftsmaler?“

„Ja, ich male sehr gern Landschaften, doch das Höchste und Interessanteste in der Natur ist und

bleibt der Mensch und für den Künstler also das Portrait. Die beseelte menschliche Erscheinung glücklich wiederzugeben, das ist das höchste Ziel meines Strebens.“

Theresa frohlockte im Herzen, „gefunden, was ich so sehnlich suchte,“ doch aber schwieg sie noch vorsichtig. Sie wollte mit Hippolyt davon sprechen, er konnte bei einem Gegenbesuch sich mit den Leistungen des Malers bekannt machen und urtheilen, obwohl sie, der ungewöhnlich vertrauenerweckenden Persönlichkeit gegenüber, eigentlich schon zu dem Versuch entschlossen war. Es schien ihr eine geeignete Zerstreuung für Erna zu versprechen, diesem Maler zu sitzen, der durch sein ganzes Wesen den Mann von tiefer Bildung und Charakter verrieth, und ihr selbst konnte dadurch die größte Freude bereitet werden.

„Wie ein Maler von „Profession“, sagte sie sich, „sieht er freilich ganz und gar nicht aus. Ich hätte das durchaus bei unserer Bekanntschaft auf der Reise nicht errathen.“

Sie hatte in solchen Gedanken einige Augenblicke geschwiegen und er, ebenfalls eine Pause machend, die Rose in seiner Hand sinnend betrachtet.

„Es ist ein herrliches Exemplar,“ sprach er jetzt und reichte sie Erna hin, welche sie langsam nahm und ihr Auge darauf ruhen ließ. Dann sog sie den würzigen Duft und legte sie auf den Tisch.

Wie war doch Alles so ruhig und einfach an diesem Fremden, so warm und mild. Unter seinem

Blicke fühlte sie um so tiefer die Disharmonie ihres Inneren.

Ihr war, als lese er in ihrer Seele, scheu zog sie sich in sich selbst zurück, sie dachte nicht daran zu sprechen.

Theresa blickte besorgt fragend auf die Schweigende, die, ihrem träumerischen Zustande hingegeben, vor sich aus in die Weite blickte.

Marino's Blick fiel jetzt auf die angefangene Zeichnung nnd blieb magnetisch angezogen daran haften. Dann blickte er Erna an und sagte: „Es ist eine liebliche, für das Gemüth gesunde Arbeit, mit der Kindheit sich zu beschäftigen. Es ist der frischeste Quell, aus welchem die Seele trinken kann."

Erna schien noch bleicher zu werden unter diesen Worten und den tiefblickenden Augen. „Ich fürchte, ich bringe es nicht zu Stande," sagte sie leise.

„Im Gegentheil," sprach er, „Sie bringen es sicher zu Stande. Das Köpfchen lebt bereits, ich möchte darauf wetten, daß es ein Portrait ist und seinem Original sprechend ähnlich."

Theresa nahm das Blatt, welches sie noch nicht betrachtet hatte, und rief sogleich aus: „Dein Pathchen, Erna, unverkennbar! Du mußt es vollenden und dann eine Copie der Mutter senden, welche die größte Freude daran haben wird."

„Ich will es versuchen," sagte Erna, „doch ich glaube nicht an eine glückliche Ausführung."

„Der Glaube kommt in der Ausführung," sprach die milde Stimme des Malers, indem seine Hände, während er an etwas ganz Anderes zu denken schien, die Rose zu 'einigen andern Blumen in die kleine Vase steckte, welche auf dem Tische stand. „Darf ich die Bitte wagen', daß ich das Bildchen nach seiner Vollendung sehen darf?"

„Ich kann es nicht versprechen," erwiederte Erna, „ich leiste jetzt so wenig — es ist nur müdes Stückwerk" —

„Natürlich," sagte Marino, „unter körperlichem Leiden gedeiht auch die geistige Arbeit nicht so freudig und frisch — doch ist sie selbst zu solcher Zeit eine Erhebung, eine Tröstung, die über den getrübten Augenblick forthilft, eine nothwendige Zerstreuung zu Zeiten, in welchen die Seele ein zu großes Uebergewicht gewinnt — ich habe dies an mir selbst erfahren. — Die Arbeit dieses Winters hatte auch noch die Aufgabe mir über gedrückte Seelenzustände fortzuhelfen. Sie gab mir wenigstens die Kraft, Unabänderliches gelassener zu ertragen."

Erna stützte das Haupt und hörte schweigend zu, wie er und die Mutter über die Nothwendigkeit sprachen, dem Leben und seinen Schicksalen die erforderliche Widerstandskraft entgegen zu stellen und den Muth allezeit hoch zu halten, so schwer es auch zu Zeiten erscheinen möge.

„Oft," sagte er, „ist die Hauptarbeit schon mit dem Entschluß gethan" —

Theresa erhob sich hier rasch, um Hippolyt entgegen zu gehen, welcher am Anfang des Ganges sichtbar wurde. Sie wollte ihm einige Worte sagen, um ihn mit der Lage der Sache bekannt zu machen und während deß sagte Erna mit dem Ausdruck von Ermüdung, welcher ihr ganzes Wesen jetzt kennzeichnete, zu Marino: „Meinen Sie denn, eine jede Kraft stehe jederzeit im Gleichgewicht mit ihrer Aufgabe?“

Er antwortete nicht sogleich, dann sagte er weich und innig: „Wir haben Freunde, auf welche wir uns stützen dürfen, die unsere Kraft vervielfältigen. Wir thun ihnen ein Unrecht an, wenn wir unsere Lasten schweigend allein tragen“ —

„Das nenne ich mir eine Ueberraschung,“ rief Hippolyt munter, dem Gast die Hand entgegenstreckend. „Ich hätte aber Alles eher erwartet, als Sie so in unserer Nähe ansäßig zu finden.“

Das Gespräch wurde nun allgemeiner fortgeführt, Erna fühlte sich dadurch erleichtert; sie meinte unbemerkter ihre mächtige Erregung bemeistern zu können. Was wußte der Fremde von ihrem Weh?

Warum nahm er es nicht für Krankheit — sah sie doch krank genug aus um diese Ueberzeugung zu erwecken.

Stand ihr denn auf der Stirn geschrieben, sprach es denn aus ihren Augen verrätherisch, was ihr Mund verschwieg?

Nein — sie lasen ein Weh, sie nahmen sie für gemüthskrank — der Gedanke an Schuld faßte in

ihnen nicht Fuß, sie waren alle zu gut, zu vertrauend, o! und sie täuschte sie fort und fort. Die einzige Wahrheit jetzt, die sie übte, war, daß sie ihr Leiden nicht mehr leugnete, weil sie es eingestehen mußte. Ihre Bläſſe, ihre Schwäche nahmen täglich zu, der zarte Leib verzehrte sich wie die Blume, welcher Luft und Licht und Thau genommen ist.

Hippolyt verhieß dem Gast, als dieser sich nun erhob um zu gehen, auf seine Einladung seinen Besuch für den Nachmittag. Marino wollte ihm Verschiedenes zeigen wovon die Rede gewesen, und Hippolyt ergriff gern die Gelegenheit, in's Klare zu kommen, ob er, falls er befähigt dazu sei, einen Auftrag wohl übernehmen werde? Man hatte nicht den Muth ihn direct zu befragen, obwohl er sich einfach den „Maler Marino" genannt.

Als er sich gegen Erna wandte, die sich erhoben hatte, legte er seine Hand auf die angefangene Zeichnung und sah ihr bittend in's Auge. Ein wehmüthiges Lächeln zitterte um ihre Lippen als sie seine Verbeugung schweigend erwiederte.

Sie sank in den Stuhl zurück nachdem er gegangen. Es war ihr als dunkle es um sie her. „Wir thun unseren Freunden ein Unrecht, wenn wir unsere Lasten allein tragen," tönte es in ihrer Seele nach und eine Stimme in ihrem Innern sagte: „o, gestützt und getragen, behütet und verstanden von solch einer Männlichkeit" — sie sah im Geiste wie das wunderbare Auge Alles durchdrang, wie die schlanke, kraft-

volle Hand mit den edlen ruhigen Bewegungen alle Fäden ordnete und in tiefer Erschütterung verhüllte sie ihr Angesicht. Für sie gab es weder Stütze noch Halt, sie durfte keine rettende Hand erfassen, wo sich ihr eine entgegenstreckte, da mußte sie sie von sich stoßen. Sie mußte vollbringen was sie unternommen. — „Silvia, Silvia, warum endest Du nicht meine Pein! Das macht sie wachsen und wachsen, und selbst der Tod wäre keine Erlösung für mich. Ich will nicht sterben mit der Last auf der Seele, ich will leben und sei's unter dieser Marter, ich will leben bis zu dem Augenblick, da sich Alles lichtet — dann — hat das Leben für mich nichts mehr, dann wird die große Müdigkeit nach solchem Kampfe meine Augen über dem befreiten Herzen schließen, zu ewig erlösendem Schlafe" — —

Sie ließ das Haupt auf den Tisch sinken und saß lange unbeweglich.

Sie hörte nicht, daß Theresa, welche mit den Herren durch den Garten gegangen war, leise wiederkehrte und an ihrer Seite sich niederließ.

Im fiebernden Verschwimmen ihrer Gedanken webte sich der Duft der vor ihr stehenden Rose in ihr Herzweh: „Er kann es nicht bannen mit ihrem Duft," klang es wie aus der Ferne ihr zu, „und nicht mit dem Auge voll Ruh und Frieden, nicht mit der Stimme Wohllaut, der Rede voll Trost und Hoffen. Sein Pinsel vermag nicht das lachende Kind von ehemals zu schaffen, er malt die bleiche leidende

Schuld, daß Aller Blicke darauf sich richten, die das Hirn versengen und an den Pranger stellen. O — ich will nicht gemalt sein, ich kann es jetzt nicht." —

Sie richtete sich auf und erblickte die Mutter, deren thränenfeuchter Blick mit rührender Zärtlichkeit auf ihr ruhte. Mächtig ergriffen und fast fassungslos warf sie beide Arme um den Hals der Geliebten und sagte mit flehenden Tönen: „Mutter, Mutter, wenn Du traurig bist, das ertrage ich nicht."

„Ich bin es ja nur momentan, mein liebes Kind, ich hoffe ja fest, daß bald Alles wieder gut wird," entgegnete Theresa beruhigend und lächelte dem Lieblinge ihres Herzens zu. „Der Arzt," fuhr sie fort, „verspricht mir, nun müsse bald eine günstige Krisis eintreten, welche bei so schleppenden Zuständen nach drei, vier Monaten selten auszubleiben pflege. Meinst Du nicht, daß Du in letzter Zeit Dich ein wenig frischer gefühlt hast?"

„Ich bin ja gar nicht krank, nur eine Nervenschwäche vielleicht" — versuchte Erna die Besorgnisse der Mutter zu zerstreuen — „und Nerven stimmen sich zuweilen schnell wieder um. Die daraus entspringenden Leiden haben einen schlimmen Anschein und sind doch ohne Bedeutung. Versprich mir, süße Mutter, Dir keine Sorgen um die Sache zu machen, sie ist es nicht werth."

„Nein, mein Herz, ich will es auch nicht, ich hoffe das Beste, mein Bedauern gilt der Gegenwart, die Dir freudlos und in Leiden verfließt. — Doch

komm, es wird heiß. Wir wollen in die Zimmer gehn."

Oben angekommen trat ihnen Hippolyt mit Briefen in der Hand entgegen. „Endlich wieder eine Nachricht von Silvia," sagte er, Theresen ein Blatt entgegenhaltend. „Ich wollte sie Euch eben bringen. Hier, Erna, ist auch einer für Dich."

Er reichte ihr ein kleines versiegeltes Briefchen hin, welches sie mit zitternden Händen nahm und wankenden Schrittes die Gemächer durcheilte, bis sie in ihrem Zimmer die Thür hinter sich schloß und es hastig erbrach.

Aber nun hatte sie die Kraft nicht, es sogleich zu lesen. Die Hand mit dem Briefe sank herab, die Augen schlossen sich und der leichte Stoff ihres Kleides zitterte unter den heftigen Schlägen ihres kranken Herzens.

Es währte eine ganze Zeit, bis sie sich faßte und das Schreiben aus dem Couvert zog. Ein zweites, kleineres versiegeltes fiel noch heraus.

Der eine, Brief war „offiziell," der andere für Erna im Geheimen, das erkannte sie sogleich und griff nach dem letzteren. Mit fliegendem Athem zerriß sie das kleine Couvert, die Hände versagten wiederholt den Dienst, endlich las sie:

„Schicke mir Geld! Und der Schwur falle als Meineid auf Deine Seele, wenn Du ein Wort verräthst. Ich habe mit Niemand Mitleid als mit mir

selbst. — Ich komme in kurzer Zeit nach Hause. Schweige auch darüber. Silvia."

Mit erlöschenden Blicken griff Erna nach dem mit einem schmerzhaften Schlage still stehenden Herzen.

Ein furchtbarer Krampf drohte ihr die Besinnung zu rauben. Mit übermenschlicher Kraft gebot sie der Gewalt des Schmerzes, bis sie das unselige Blättchen in einem Fach des, ihre Sammlungen bergenden Schrankes unter getrockneten Blumen, vor jeder Möglichkeit, gefunden zu werden, gesichert wußte, dann sank sie zusammenbrechend, mit vergehenden Sinnen auf das Bett.

Schwer, mit halb unterdrückten Schreien athmete die beklommene Brust.

Das hereintretende Mädchen lief erschrocken nach ihrer Herrin und als sie mit dieser eiligst herbeigekommen war, lag Erna bewußtlos, mit dem Ausdruck unnennbaren Leidens in dem jugendzarten und todesbleichen Angesicht.

„Mein Kind! Mein Kind! Mein armes süßes Kind!" rief sie in tiefem Schmerze leise aus, als sie sich einen Moment prüfend über die theure Bewußtlose neigte; dann sandte sie eiligst nach dem Arzte und wandte still und gesammelt alle zur Hand befindlichen Mittel an.

Der Zufall fügte es glücklich, daß der Bote den Arzt unfern auf der Straße traf und dieser sogleich herbeieilen konnte. Sinnend stand er vor der Kranken

und deutete auf den zur Erde gesunkenen Brief. „Eine Gemüthserschütterung?“ fragte er.

Theresa nahm mit banger Ahnung das Schreiben auf, ihr Herz sagte ihr, daß auch dieses neue Leiden wieder von Silvia komme. Allein die Zeilen enthielten nur wenige gleichgültige Reisenotizen und einige unbedeutende Aufträge betreffs ihrer zurückgelassenen Sachen. Sie waren so ganz inhaltslos, daß sie unmöglich die Veranlassung zu dem traurigen Zufall gegeben haben konnten.

Erna athmete wieder und ruhte mit gelösten Bändern in bequeme Lage gebracht, sanft, als wolle der schmerzhafte Krampf in sanftem Schlaf sich lösen —

Allein sie fuhr schreckhaft auf und blickte mit dem Ausdruck tiefster Seelenangst umher.

„Was ist? Was ist?“ fragte sie angstvoll, „was habe ich gethan? Was ist geschehen?“

„Nichts, gar nichts,“ entgegnete beruhigend der Arzt, „eine kleine Ohnmacht, das ist bei den Damen nicht anders. Aber jetzt nicht gesprochen, wo möglich auch nicht gedacht. Hier ist ein beruhigender Trank, und nun suchen Sie zu schlafen. Das macht Alles wieder gut.“

Erna blickte ihn zerstreut an. „Ja, nicht sprechen,“ sagte sie leise und rang die Hände, dann griff sie nach den Schläfen, und wiederholte in verändertem Ton, „nicht sprechen“ — legte sich zurück und schloß die Augen.

Theresa und der Arzt standen beobachtend still

am Bett. Da streckte sie die weiße kalte Hand aus und flüsterte: „Mutter, Mutter, vergieb" —

„Vergeben, Dir, Du bestes Engelskind, ich die an allem Schuldige," flüsterte Theresa verzweiflungsvoll zurück, indem sie die kleine leblose Hand warm und fest an ihren Busen drückte.

„Schuldig, Du?" hauchte Erna die matten Augen öffnend und einen Strahl tiefinniger Liebe in das Herz der Mutter senkend, „schuldig Du? O, das thut weh — nie kann ich vergüten — o weh, weh." —

Die Augen schlossen sich wieder, die Hand griff nach dem Herzen, — der Doctor setzte das Rohr an und horchte auf den Schlag. „Ruhe und Zerstreuung," sagte er im Hinausgehen zu Theresa, „jede Gemüthserschütterung muß vermieden werden. Eine stille, ruhig erheiternde Gesellschaft wird nothwendig sein. Kein Alleinsein, bei solchem Nervenzustande."

„Und sie will es durchaus," erwiederte Theresa. „Ich darf nicht bei ihr schlafen, was ich schon längst wollte. Sie sagt, es ängstige sie und rege sie auf, mich durch ihren jetzt unterbrochenen Schlaf zu stören. Sie werde dann gar nicht mehr schlafen. Auch spiele sie gern Nachts Clavier, wenn sie nicht schlafen könne. Das thue ihr gut und ich solle es ihr nicht rauben."

Der Arzt hörte mit am Boden haftenden Blicken zu und empfahl sich dann rasch mit einem kurzen „ich bin in zwei Stunden wieder hier."

Theresa kehrte zurück an das Bett ihres Lieblings und setzte sich still neben die anscheinend Schlummer-

befangene, die wie in angstvollem Träumen hier und da hastig ihre Stellung veränderte oder einen raschen tiefen Athemzug that.

Hippolyt trat leise herein und winkte, als er Erna schlummernd glaubte, Theresa, um Auskunft von ihr zu erhalten. Als sie ihm leise in das Nebenzimmer gefolgt war, richtete Erna sich auf und flüsterte, die gerungenen Hände emporhebend: „o, nur allein sein, nur allein sein! Wie stell' ich's an? Ich kann die Maske nicht mehr tragen und muß!

O, warum habe ich gethan, was mein Herz mir widerrieth! Welchen Schaden hätte ich verhütet — ich hätte die Unselige vor sich selbst geschützt — nein, das Unheil geschah doch, aber ich, ich wäre gewahrt geblieben — ich? wollt' ich mich denn nicht hingeben? O, mein Kopf, mein Herz — Geld will sie haben, wie stell' ich's an?

Sie sank zurück, die Mutter trat herein. Sie blickte ihr mit wachen Augen entgegen.

„Wie steht es, mein Kind?"

„Besser,", sagte Erna, „ich glaube ich kann bald aufstehen."

Theresa gab das nicht zu und vertröstete auf die Wiederkehr des Arztes. „Du bist noch so schwach und bleich."

„Aber es quält mich, zu liegen; ich würde weniger beklommen sein, wenn ich umhergehen könnte," sagte sie aufgeregt, „ich würde freier athmen, könnte etwas vornehmen." —

„Du sollst aber ruhen, der Arzt verlangte es mit Bestimmtheit, so füge Dich nur mit Deiner sonstigen Sanftmuth.“

„Ruhen!“ sagte sie leise und ein bitteres Lächeln zuckte um ihre Lippen. „So will ich ruhen — oh“ —

Sie lag nun still, ab und zu erfaßte sie die Unruhe, endlich kam der Arzt.

„Quälen Sie mich nicht,“ sagte sie, „ich halte das Stillliegen nicht aus.“

Er gestattete, daß sie aufstehe während er im Nebenzimmer harre, um sie dann wieder zu sehen.

Sie verlangte, daß ihn die Mutter begleite, Anna werde ihr helfen. Das Mädchen wurde gerufen und Theresa folgte dem Arzte hinaus.

„Schließe den Riegel,“ gebot Erna und hilf mir schnell mich ankleiden. Sie achtete nicht der Schwäche, in zitternder Eile ward Alles gethan, dann wankte sie zum Schreibtisch, nahm was sie an Banknoten besaß, es war ein ansehnliches Sümmchen, that es in ein Couvert, schrieb eine Adresse darauf und barg es im Busen, während Anna, mit dem Ordnen des Lagers beschäftigt, ihrer nicht achtete.

Dann ließ sie sich im Lehnstuhl am Fenster nieder und bedeutete Anna, die Thür zu öffnen und die Mutter zu rufen. Ihre Wangen glühten, ihre Pulse flogen.

„Da sehen Sie, was Sie durch Ihr Aufstehen erreicht haben,“ sagte Doctor Daler, „sie glühen im

Fieber. Das Umhergehen wird sich nun wohl von selbst verbieten."

„So will ich mich wieder niederlegen," erwiederte Erna sanft, „ach — verzeiht mir, daß ich Euch so viel Mühe mache."

Drüben im Wohnzimmer sagte der Arzt auf Theresa's Gewissensfrage: „Wir haben es mit einem räthselhaften Gemüthszustande zu thun. Unsere Hoffnung beruht auf Ergründung und Hebung desselben. Dennoch ist der Zeitpunkt zu einem Drängen auf Vertrauen, zu erregenden Fragen der ungünstigste. Wir würden den Zustand ohne Zweifel verschlimmern und sind des Ausganges nicht gewiß. Beruhigen, zerstreuen, unterhalten — das ist das jetzt Geeignete. Sinnen Sie darauf."

Indeß ließ sich Erna sanft und still von Anna, die mit abgöttischer Verehrung an ihrer jungen Herrin hing, entkleiden und sagte dabei zu ihr:

„Anna, willst Du mir etwas zu Liebe thun?"

„Alles was in meiner Macht steht," betheuerte aufrichtig das Mädchen.

„Sieh', jetzt in meinem Kranksein — was nützt mir mein reiches Taschengeld, es sammelt sich auf und — Silvia, auf Reisen, könnte es gewiß recht gut brauchen — Reisen kostet Geld. Ich möchte es ihr schicken, doch möchte ich nicht, daß es Jemand erfährt, auch nicht meine guten Eltern, die es vielleicht überflüssig fänden. Willst Du schweigen und im Geheimen meinen Brief an Silvia besorgen? Hier ist er."

Anna nahm den Brief und versprach verschwiegene und gewissenhafte Besorgung.

Das Fieber stieg und hielt die ganze Nacht an. Auch folgenden Tages war Erna nicht im Stande das Bett zu verlassen. Ihre Schwäche war zu groß und doch, welche Pein, unbeschäftigt qualvollen Gedanken hingegeben zu liegen und ihrer nicht Herr werden zu können.

Am dritten Tage trug sie's nicht länger. Sie hatte dem Arzte die Erlaubniß abgenöthigt in's Freie zu dürfen und lag nun auf ihrer bequemen „Chaiselongue" in der Laube. Das Wetter war günstig, es zerstreute, so hoffte Theresa, die Kranke doch etwas, die Blumen zu sehn, mit dem kleinen Lieschen zu sprechen, und durch die Bäume hindurch die Spaziergänger auf der Promenade an sich vorüberziehen zu sehen. Auch trat wohl Dieser oder Jener von den Mitbewohnern im Vorübergehen heran zu kurzem Wechselgespräch; das zog ab vom Denken, erhielt auf der Oberfläche und konnte nicht angreifend sein.

Und dann das Malen. Theresa erwartete mit angstvoller Ungeduld, daß es in Angriff genommen werde. Es war Alles bereits geordnet, nur Erna's Befinden trat noch hindernd dazwischen.

Hippolyt hatte den Maler in seinem Thurme besucht, einige höchst interessante Stunden, wie er Theresa nachträglich erzählt, unter seinen Bildern und Skizzen und bei seinen geistvollen, ein reiches Wissen und ernstes Interesse für die Kunst verrathen-

den Erläuterungen verlebt und dabei Gelegenheit gefunden seinen Wunsch auszusprechen, einen tüchtigen und geistvollen Portrait-Maler zu finden, welcher das kranke Kind malen solle, um das sie eben in Sorgen seien.

Marino, welcher unausgesetzt den Eindruck der Bedeutendheit und den einer edlen, vertrauenerweckenden Persönlichkeit auf Hippolyt zu machen fortfuhr, hatte gefragt, ob er ihm gestatten wolle, den Versuch zu machen. „Ich sehe sehr wohl ein, daß es mit geweihtem Pinsel geschehen muß,“ sagte er, mechanisch in einem Album blätternd, „so zart die Gestalt, so rührend leidende Jugend — die Seele, die aus diesen Augen, diesen Zügen spricht, ist zarter und rührender noch und leicht könnte der ungeschickte Pinsel, die grelle Farbe, den — seelischen Duft zerstören. Doch — mich lockt die Aufgabe unwiderstehlich, meine Kunst daran zu üben — nie noch ward mir eine solche von ähnlichem Reiz. Wenn das Bild nicht gelingt, so bin ich der Erste, welcher es vernichtet. Sie hätten dann nur das Opfer des vergeblichen Sitzens zu verzeihn.“

Theresa unterhielt jetzt Erna in der Laube von dieser Angelegenheit und fragte, ob sie Lust habe, ihren Wunsch zu erfüllen?

Erna hörte mit Aufmersamkeit zu — jedes Wort über den Fremden erregte ihr tiefes Interesse, es zog sie an, ihn täglich sehen und sprechen zu können und doch entsetzte sie sich vor dem Gedanken, unter seinen

Blicken ihr Leid zu tragen, das nicht zu verbergen mehr war, den Zustand, in welchem sie sich hätte vor sich selbst verhüllen mögen, in welchem jedes theilnehmende Auge, jede Frage ihr in die Seele schnitt, von seinem Geiste erfaßt, von seinem Pinsel festgehalten zu sehn.

„Kann das Bild der Kranken Dich denn erfreuen?“ fragte sie schüchtern.

„Freilich, ein Bild der Gesunden wäre mir tausendmal willkommener,“ entgegnete Theresa, „und das soll später auch noch kommen; mir ist aber jede Episode Deines Lebens ein Stück des eigensten Inneren — und dann, mein Herz, der Mann ist so interessant — es wird Dich angenehm unterhalten, ihm zu sitzen. Er wird mit Dir über Kunst, seine Reisen sprechen —

„Da kommt Lieutenant Palm und sein Freund Ermland,“ unterbrach sie sich, „ich will ihnen entgegengehen und sagen, Du seist zu unwohl.“

„Laß sie nur kommen,“ sprach Erna matt, „Palm ist ein guter, tactvoller Mensch, er ist mir nicht lästig — nur nicht zu lange heut — ich bin noch etwas schwach.“

„Wenn Sie einer Kranken einige Augenblicke Erheiterung gewähren wollen, meine Herren,“ trat ihnen Theresa nun freundlich entgegen, „so seien sie uns herzlich willkommen. Wir sind immer noch nicht vorwärts gekommen,“ schloß sie mit einem Blick auf Erna, die sich halb aufgerichtet hatte um den Gruß der beiden jungen Männer zu erwiedern, auf deren Lippen die sonst so leicht fließende Anrede stockte.

„Ich wollte den Versuch wagen, mich als Vorleser für die Damen in Erinnerung zu bringen," sagte befangen Palm, der sonst so sichere.

„Wir könnten Stunden verabreden," stimmte Erna zu seinem Entzücken ein, „es ist nur — meine Schwäche — ich kann nicht für mich stehen" —

„Es wäre vielleicht mein größter Ruhm, hier eine — eine einschläfernde Macht auszuüben," erwiederte er. „Ich will im geeigneten Falle durch Wahl der Lectüre, durch Monotonie im Lesen dieses Ziel zu erstreben mich bemühn —"

„Ich fühle, Sie meinen es gut," nahm Erna das Wort, „und weiß, Sie rechten mit einer Kranken nicht. Sie lesen auch wohl was ich eben habe" — sie hielt ihm ein Buch entgegen. Es waren Roßmäßlers Jahreszeiten — „man muß freilich die Natur lieben um es interessant zu finden — und es ist so beruhigend sich in sie zu versenken — nicht wahr Sie lieben sie auch?"

„Ich weiß wenigstens, daß es recht und gut ist, sie zu lieben," entgegnete Palm seine Mütze sehr aufmerksam betrachtend, „indeß — man weiß in der Regel, als junger Mann besonders, Mehreres, was recht und gut wäre, ohne es zu üben — ich bin aber sehr gern bereit von Stund' an Versäumtes nachzuholen."

„Wollen Sie dann morgen Nachmittag beginnen?" lud Theresa, die sich mit Ermland unterhalten hatte ohne das Gespräch der Beiden außer Acht zu lassen,

jetzt ein, „wir erwarten Sie um 5 Uhr hier in der Laube.“

„Ich vermag meinem Dank für diese Erlaubniß nicht Worte zu geben,“ sprach der junge Mann mit einem Ernst, welcher der Rede jeden Hauch hohler Galanterie benahm. Er blätterte schweigend in dem Buche, während Ermland die Unterhaltung führte und endlich den Muth faßte, die Frage zu thun, welche ihm von Anfang an auf den Lippen geschwebt, ja, welche die Hauptveranlassung seines Kommens gewesen.

Er hatte gehofft sie zufällig gelöst zu sehn, aber Niemand hatte noch den Namen genannt, der mit flammender Schrift in seine Seele eingebrannt stand.

„Bleibt Fräulein Schwester noch längere Zeit auf Reisen?“ wandte er sich jetzt an Erna, mit angenommener Gleichgültigkeit ein höfliches Interesse bekundend.

„Es ist noch ungewiß,“ nahm Theresa rasch das Wort, „ihr letzter Brief deutete eigentlich auf eine mögliche Abkürzung ihres früheren Planes. Es freute mich zu erkennen, daß die Sehnsucht nach Hause doch nicht schweigt. Wer dächte sich das Reisen in der Jugend nicht schön und herrlich — das hat sie nun gekostet und das Natürliche, das Verlangen nach dem Familienleben, tritt wieder in den Vordergrund.“

„So läßt sich auf ihre baldige Rückkehr hoffen,“ bemerkte Ermland.

„Möglich, vielleicht auch schiebt sich diese noch bis zum Beginn der schlechten Jahreszeit hinaus.“

„O, wäre sie schon hier,“ seufzte Erna im Tone heißesten Verlangens.

Theresa konnte einen überraschten Aufblick nicht unterdrücken. „Wir können auf die Beschleunigung ihrer Heimkehr einwirken, wenn Du es sehr wünschest,“ sagte sie. „Wir hatten nur einmal die Erlaubniß ertheilt, die Reise auszudehnen, so weit es ihr beliebt.“

„Lassen wir sie auch,“ sagte Erna leise, „sie bleibt wohl nicht mehr lange aus.“

Und nun lehnte das bleiche Köpfchen wieder so abgespannt zurückgesunken an dem blumigen Stoff ihres Ruhelagers, wie eine sturmgeknickte Blüthe, die der rauhe Verderber in ein prangendes Blumenbeet geweht.

Die jungen Männer verabschiedeten sich.

Jeder hatte das Ziel seiner Wünsche erreicht und verließ in gehobener Stimme den Garten.

„Aber welche Veränderung ist mit dem Mädchen vorgegangen,“ rief Ermland aus.

„Es scheint,“ sprach Palm, mehr zu sich selbst, ergriffen, „diese Seele ist zu zart, zu rein — ihre Heimath lange unter uns gemeinen Sterblichen zu finden. Sie wird von uns gehn. — Spotten Sie nicht, Ermland, daß auch in mir der Ernst einmal Eingang findet — ich will allem ausgelassenen Lebensübermuth entsagen, so lange diese — Passionszeit noch währt. Ich will — und sei's ein Atom von Glück, von Er=

leichterung nur, das ich ihrem sinkenden Lebenssterne gewähren kann, kein anderes Streben mehr kennen, als dieses." —

Sie gingen eine Strecke schweigend neben einander her, dann bemerkte er wieder: „Von der Schwester, die unter solchen Umständen fern bleibt, kann ich eben nicht sehr hoch denken."

„So," sagte Ermland gedehnt. „Man hat Ihnen also wohl berichtet, daß ihr der Zustand der Schwester in seiner ganzen Wahrheit mitgetheilt worden ist."

„Man müßte es ihr absichtlich verschwiegen haben," lenkte Palm ein. „Es ist nur schwer einzusehn, wie so etwas vom richtigen Gefühl unerrathen bleiben kann. Es muß ja zwischen jeder Zeile stehen. Der Mutter Kummer, des Mädchens Leiden — sollten da wirklich die Briefe in unverkürzter Anzahl, und ungetrübte Stimmung aufweisend eingegangen sein?"

„Sie sind ja pedantisch genau in Ihrem Urtheil über den schönen Dämon, wie ein eingefleischter Philolog," entgegnete beißend der Camerad, „was hat sie Ihnen denn zu Leide gethan?

„Mir? was hätte sie mir zu Leide thun können; aber ich hege die Ueberzeugung, daß man ihr nicht ungestraft nahe tritt."

„Und doch hörten Sie so eben den sehnsüchtigen Ausruf der Schwester, die ihre Rückkehr nicht erwarten kann."

„Ja, ich hörte ihn — allein „mir fehlt der Glaube,"

erwiederte „Prinz Hyazinth“ sinnend. „Mir schien es mehr ein Schmerzensruf als persönlicher Wunsch.“

„Fein unterschieden,“ spottete Ermland, „Sie befinden sich ersichtlich in einem Zustande der Hellseherei. Viel Vergnügen morgen als Vorleser.“

„Wir sehen uns ja noch,“ grüßte Palm den bei seiner Wohnung Angelangten und eilte nach Hause.

„Ich werde sie wieder und wieder sehn,“ jubelte es in ihm, „sie weist mich nicht zurück, ich darf ihr nahe sein — o, wo ist Rettung für die sterbende Blume! Wo der Thau und das Licht die ihr Lebenskraft verleihen! —“

„Ob ich es darf, daß ich die Annäherung des jungen Mannes unterstütze,“ sann Theresa, nachdem sich die Gäste entfernt. „Kann nicht die Neigung zur Leidenschaft in ihm werden, die sein Lebensglück vernichtet?

Muß ich Erna warnen?

Nein, nein, jetzt bin ich einzig schwache liebende Mutter. Jetzt will ich nichts, als jeden Wunsch meines hinsiechenden Kindes erfüllen, jede Blume ihr bieten, nach der ihre Hand sich ausstreckt. Sie will ich nicht stören in irgend einem Behagen, ich kenne jetzt nur ein Ziel: sie wieder aufzurichten.“

Achtes Kapitel.

Es war in der Nacht abermals ein heftiges Gewitter gekommen und rauschender Platzregen hatte die Beete und Wege des Gartens verschwemmt. Die Nässe des Erdreichs verbot den Aufenthalt im Freien. Erna mußte im Zimmer bleiben.

Noch am vorhergehenden Abend war zwischen Hippolyt und Marino der Beginn der Sitzungen auf den heutigen Morgen festgesetzt worden, und die erforderlichen Geräthschaften hatte der alte Diener des Malers bereits herüber gebracht und bereit gestellt.

Theresa saß mit einer Handarbeit am Fenster, die erfrischte, würzig duftende Luft wehte mild durch die Blumen am geöffneten Fenster herein und Erna, welche langsam im Zimmer auf- und niederschritt, blieb zuweilen aufathmend stehen, die Blicke hinaussendend zu den vom Morgenwinde leicht bewegten Wipfeln der Pappeln, welche an der Straße die Gänge des Gartens bezeichneten.

Sie trug, wie fast immer, ein weißes Kleid und der einzige Schmuck ihres Anzuges bestand in dem blauemaillirten Goldreif, welcher die reiche Lockenfülle von der Stirn zurückhielt, und dem blauen Schärpenbande, das sich lose um ihre Taille schlang.

Sie wollte ruhig sein und ihr Herz schlug so bang und gepreßt. Sie nahm eine Stickerei zur Hand und setzte sich zur Mutter.

„Nein, ich werde noch genug sitzen," sagte sie, nachdem sie einige Stiche gemacht, und erhob sich wieder zum Auf- und Niedergehen.

„Ich habe Furcht, das Sitzen wird zu angreifend für Dich sein," äußerte Theresa besorgt.

„Der heutige Versuch wird all' unsere Zweifel lösen," sprach Erna. „Kann ich's nicht, so erläßt Du es mir, meine gute Mama."

„Gewiß, mein Kind, dann verschieben wir es bis zu gelegnerer Zeit."

„Herr Marino," meldete der Diener und öffnete dem Eintretenden die Thür.

Erna stand am Fenster und blickte hinaus. Sie wandte sich langsam und erwiederte den achtungsvollen Gruß des Malers mit stummer Verneigung.

Sein Blick ruhte so seltsam auf ihr — warum sprach er nicht? Eine Wolke strich über die hohe, lichte Stirn, er wandte sich endlich an Theresa und bat um die Erlaubniß die Gemächer sehen zu dürfen um das beste Licht zum Arbeiten wählen zu können.

Er entschied sich für Silvia's Zimmer, trug gleich

selbst seinen Apparat herbei, und stellte ihn auf. Dann ersuchte er Erna nach Bequemlichkeit auf dem kleinen Divan Platz zu nehmen, welchen er zuvor in das richtige Licht gerückt, und ganz an das Malen zu vergessen. Sobald er einer bestimmten Stellung bedürfe, werde er sich erlauben, dieselbe anzugeben.

„Ich habe mir erlaubt für eine abziehende Unterhaltung während des eintönig ermüdenden Sitzens zu sorgen," sagte er, einen Maroquinband aus der Tasche ziehend und ihn Erna darreichend

Es waren ausgezeichnete Photographien der römischen Bildwerke und Alterthümer. Erna's Augen leuchteten auf, als sie den Band ergriff und aufschlug, und ein sanftes Lächeln erhellte ihre Züge, indem sie sich schweigend in Anschauen versenkte.

„So wird es nicht schwer sein," dachte sie, „so ist es eine Hülfe, so spricht das Große, das Schöne zu mir: sei still, armes Kind, Irren aus Liebe wird vergeben, und was da droht, vielleicht, daß sich's lichtet, vielleicht — daß mit Silvia's Ankunft sich's wendet, diese Pein verschwindet." — Sie strich über ihre Stirn, ihre Gedanken waren abgeirrt. „Nein, o nein," flüsterte sie mit traurigem Kopfschütteln, und erschrak vor dem leise gesprochenen Laut, der sie zur Gegenwart zurückrief.

Sie warf einen unruhigen Blick auf Marino, welcher bereits die ersten Striche zog und nichts bemerkt zu haben schien. Seine Blicke waren fest auf die Leinewand gerichtet, er arbeitete stumm.

Als Erna ihre Aufmerksamkeit dem Album wieder zugewendet hatte, blickte er ohne seine Haltung zu verändern auf. Er wußte seine Beobachtung so discret auszuführen, daß Erna sie kaum bemerkte.

Bis jetzt hatte keines von Beiden gesprochen, und doch hatten Beide in dem kurzen stummen Beieinander Großes empfunden, doch hatten Beide sich emporgehoben gefühlt aus der Alltäglichkeit.

Theresa kam aus dem Nebenzimmer herbei, sprach einige Worte und zog sich wieder dahin zurück. „Ich weiß, daß Alles die Sammlung stört," sagte sie, wenn etwas bedurft wird, so bitte ich, es mir zu sagen.

„Sie sind sehr gütig und beurtheilen den Fall ganz richtig," erwiederte Marino. „Ich speziell liebe es sehr, unzerstreut zu arbeiten; ich weiß, so gelingt es besser. Der verständnißvolle Dritte stört jedoch nicht.

Er bringt durch sein Kommen und Gehen, durch dieses und jenes Wort zuweilen eine frische Freiheit in die, durch das ermüdende Einerlei des Sitzens leicht abgespannten Züge — in Fällen, wo der Ausdruck der Züge nicht vorherrschend geistig und seelenvoll aus dem Innern quillt.

In anderen Fällen wiederum tritt die eigentliche Freiheit des Ausdrucks erst in völliger Ungestörtheit ein und wieder — es giebt Physiognomieen, deren Seele, wie ihre Formen und Züge, uns vom ersten Anblick so klar und fest vor dem Geiste stehen, daß

wir ihr Bild getreu wiederzugeben vermöchten, auch ohne sie jemals wiederzusehn.'"

„Das mag vor Allem mit besonders prononcirten Zügen und Körperbildungen der Fall sein," entgegnete Theresa sinnend, „so wie in der Karrikatur."

„Auch," sagte er, nach kurzem Schweigen zögernd.

Theresa entfernte sich. Er malte einige Zeit schweigend fort, dann ließ er die Hand etwas ruhen und sagte sich zurücklehnend, mit einem Blick nach dem geöffneten Fenster hin: „Wie erquickend ist diese Kühle nach langer bedrückender Schwüle! Ich liebe die Wetter, die Alles umgestalten. Sie lehren uns an Erlösung glauben. Haben wir lange verschmachtend unter dumpfem Druck gelitten, so wissen wir, daß dieser, bis auf eine gewisse Höhe gestiegen, seinen raschen, befreienden Abschnitt findet und jenseits seiner Grenze wirkt frisches, neusprossendes, fröhliches Leben. Wir erkennen dann, wie gering im Grunde unsere Last gewesen, wie viel zu tief und wichtig wir sie genommen, wie rasch wir Muth und Hoffnung sinken ließen."

Er blickte zu Erna hin. Ihr Köpfchen war tief auf das Buch gesenkt und eben fiel eine schwere Thräne auf das aufgeschlagene Bild. „O," rief sie kindlich im Schrecken über den angerichteten Schaden und wollte tieferröthend das Battisttuch darauf drücken, doch Marino hatte mit leuchtenden Blicken das Album schon aus ihrer Hand genommen und es mit den

leise gesprochenen Worten: „Diese Perle ist mein!“ rasch geschlossen und in der Brusttasche geborgen.

Er malte wieder und Erna stützte den Kopf auf die Hand. Sie wollte etwas sagen, von Nervenschwäche und Ungeschick, das konnte aber nicht helfen, die verrätherische Thräne war gefallen, das Bild verdorben und die Kraft, die Maske vorzunehmen, gebrach ihr in diesem Augenblick ganz. Ihr war, als könne sie ihm doch nicht entgehen, als sei sein Verständniß nicht abzuwehren, und doch, doch durfte sie sich nicht errathen lassen. — Und was half ihr ihr Schweigen? Noch hatte sie kein Wort gesprochen und er las in ihrer Seele wie in einem aufgeschlagenen Buche.

Beklommen blickte sie auf zu ihm, ihre Blicke trafen sich und ruhten einen Augenblick in einander. Er hielt das scheue Forschen ruhig aus, und aus seinen milden aufrichtigen Zügen sprachen Ermuthigung und Beruhigung zu ihr.

Sie erhob sich und machte einen Gang durch das Zimmer, dann sagte sie stehen bleibend: „Ich habe heut einen recht schwachen Tag. Als ich gesund war, war ich ganz anders. Ich bin beschämt, doch es hilft nichts. — Vielleicht,“ fuhr sie mit gesenkten Lidern fort, „vielleicht verschieben wir das Malen bis — bis ich kräftiger bin.“

„Verzeihen Sie, wenn ich widerspreche,“ entgegnete er, indem er ruhig weiter malte. „Ich hege die Ueberzeugung, daß bei dem Antheil, welchen Sie

an der Kunst nehmen, die kurzen Stunden des Sitzens, in denen ich zum Ertheilen jeder Auskunft bereit bin, zur Linderung Ihres — Nervenleidens sicher beitragen werden. Und dann, der Egoismus läßt mich eine Fürbitte thun für den armen Maler, dem die lockende Aufgabe, kaum gestellt, wieder entzogen werden soll.

Wichtiger aber, als das Gesagte, wird der guten Tochter der Wunsch der Mutter sein, das Bild zu besitzen."

Erna nickte stumm und setzte sich.

Er erzählte nun von seinem Aufenthalt in Italien und sprach warm und lebendig über die Kunstschätze des Alterthums und was ihm durch das Studium derselben geworden.

Erna erwies sich in kurzen Bemerkungen, in Fragen und Erwiederungen nicht ohne Kenntnisse auf diesem Gebiet, sie nannte die Werke, welche sie besaß und mit Interesse wieder und wieder gelesen hatte. Jedem ihrer Worte kam er mit richtiger Auffassung entgegen und führte es weiter aus, daß ihr neue Gedanken dadurch belebt wurden. Die Zeit rann unbemerkt dahin, plötzlich schloß er die Sitzung und bat, ihm morgen die gleichen Stunden zu gewähren.

Als er sich verabschiedet hatte und hinausging, trat sein Diener herein und nahm das begonnene Bild mit sich fort.

Erna begab sich in ihr Zimmer. Sie legte sich auf das Ruhebett und schloß die Augen.

Die Mutter schaute leise zur Thür herein und zog sich dann wieder zurück.

„Ach,“ zog es durch Erna's Seele, „ich weiß ein Thal, geschmückt mit allen Schönheiten der Natur, drüber wölbt sich die Wunderpracht des gestirnten Himmels, süße milde Lüfte schmeicheln dem wonnig athmenden Busen — aber es ist verschüttet, begraben.

Es wird niemals mehr das goldene Licht des Tages trinken. — Und die arme gefangene Seele, die da unten in Banden und Finsterniß schmachtet und träumt von himmlischem Glanze und freien Höhen und reinen Lüften, wenn sie aufstiege aus den Grüften, wenn eine befreiende Zauberhand sie an's Licht zöge, würde sie noch athmen können die Lebensluft, mit zermalmter Brust, noch schauen können das fröhliche Tageslicht?“

Ihre Hand suchte die Stelle, wo der Druck auf dem armen gepreßten Herzen lag. „Hier ist etwas entzwei gegangen, das wird nicht mehr ganz. O — es ist schwer in solcher Jugend auf Trümmern zu stehn, selbst ein Torso.

Die Last wird noch größer werden, ich ahne es, mit Silvia's Kommen. Ihre Hoffahrt ist gestraft, ihr falscher Stolz wird die verkehrtesten Mittel anwenden, die intriguantesten Wege gehn. Will ich ihr, nach dem ersten unseligen Schritt, nicht weiter folgen

auf solchen Bahnen, so wird's ein Kampf, ein Kämpfen, an dem das schwache Lebenslicht erlöschen wird. —

O, nur nicht den Tod, bis mein Herz sich frei fühlt, bis alle Banden springen und meinen theueren Eltern der Glaube an ihr Kind zurückgegeben ist; bis ich keine vorwurfsvolle Frage mehr in ihren Augen lese, nur verzeihende Liebe. —

Wann wird sie kommen, diese Schwester, für die ich Alles thun, mich ganz hingeben wollte und die ich nicht vor sich selbst zu hüten verstand; die Schwester, die mich unbarmherzig zertritt und keinen Blick zurückwirft auf meine Qual.

Ist sie selbst nun elend, oder was sinnt sie, daß sie kommt?

Wie wird sie kommen?"

Sie erhob sich und trat an das Fenster. Ihr Blick suchte mit unbeschreiblicher Wehmuth den Thurm. „Ja, ich bin begraben," flüsterte sie, „mich trifft das Sonnenlicht nicht mehr." —

Mit einem langen Seufzer preßte sie die Schläfe mit beiden Händen, dann ging sie hinüber zur Mutter.

„Es hat sich aufgeklärt," sagte diese, „und der Wind hat die Nässe des Bodens bereits aufgetrocknet. Wir können unseren Vorleser wieder im Garten empfangen."

„Ich will Hedwig auffordern lassen, auch zuzuhören," sprach Erna. „Ich glaube es macht ihr Freude und ich brauche dann die Unterhaltung nicht zu führen."

Theresa ging sogleich darauf ein und schickte die Botschaft ab. Erna hatte die ganze Zeit den Verkehr mit ihren Bekannten nicht pflegen können und ergriff nun mit richtigem Tacte die Gelegenheit, ihr Gedenken freundlich zu beweisen.

Hedwig war ein liebes, ernstes Mädchen, das in unerquicklichen Lebensverhältnissen groß geworden und sich vielseitig bewährt hatte. Erna mochte sie lieber als alle anderen Bekannten, allein das lag Alles hinter ihr, wie längst vergangen, sie wußte selbst nicht, was sie eben an sie erinnert und ihr den Gedanken, sie zur Mitzuhörerin zu machen, eingegeben hatte. Vielleicht fühlte sie sich freier, wenn der Kreis nicht zu klein war.

Als zur bestimmten Zeit Lieutenant Palm erschien, war bei dem Anblick des Besuchs etwas wie Enttäuschung auf seinem Gesicht zu lesen, bevor er schnell gefaßt diese Empfindung durch Artigkeit gegen die Dame zu verläugnen beflissen war.

Und nun las er und Erna zeichnete, um ihre Blicke fixiren zu können, an dem Kinderkopf, und ruhte wenn sie ermüdet war.

Das Gelesene gab einen interessanten und zugleich harmlosen Gesprächsstoff zwischen dem Lesen. — Erna war innig dankbar für diese Stunden und bat um baldige Wiederholung, als der Vater jetzt durch sein Erscheinen dem heutigen Lesen ein Ziel setzte. Man setzte einen der nächsten Tage gleich fest und auch Hedwig versprach, sich wieder einzufinden.

Theresa lebte auf, da sie ihr krankes Kind geselliger werden sah. Sie hoffte auf eine günstige Wendung und Hippolyt bestärkte sie in diesem Glauben. Wie leicht hofft der Mensch was er so innig ersehnt. —

Nachts, da der Schlaf das arme kranke Kind wieder floh, spielte sie zum ersten Male wieder und es zog heut ein sanfterer Ton durch die Klage, ein stillerer Hauch nahm ihr das gewaltsam Erschütternde; sie sang nur ein tief zum Herzen gehendes Lied von Menschenweh in die schweigende Nacht hinaus.

„Wenn Silvia zurück ist, habe ich auch diesen Trost nicht mehr," dachte sie, als sie das Instrument schloß und noch einmal, wie sie so gern that, an's Fenster trat und nach den Sternen schaute.

Sie lehnte sich hinaus. „Wie feierlich und wie friedlich süß ist das Schweigen der Nacht — für den Glücklichen," sagte sie sich. „Nichts regt sich rings," — da, ein Rascheln unter ihrem Fenster — erschreckt blickte sie hinuter. Es rührte sich nichts mehr, nur der Schatten des Fliederbusches lag so seltsam dunkel verdichtet auf der Pflasterung des Hofes, fast deutete er in seinem dichtesten Kerne die Contouren einer männlichen Gestalt an. Es wurde ihr unheimlich, sie schloß das Fenster und suchte ihr Lager auf.

Im schlummerlosen Ruhen, in den ewig regen Gedanken sagte sie sich: „Es sind Freunde, sie helfen mir durch die Zeit voll Sorge und Herzensnoth,

bis Silvia kommt und Alles klar werden muß, so — oder so, enden so oder so.

Marino! — Was ist's, das ihm den Schlüssel zu meinem Wesen reicht und mich so wundersam befängt, so still besänftigt in seiner Nähe, und so angstvoll mich von ihm treibt? Welches Vertrauen flößt die klare Stirn voll hoher Gedanken mir ein und welche Scheu des Schuldbewußtseins erweckt sie mir? Gleichviel — es trat ein hoher Stern in meinen Kreis — mein Auge hängt an seinem Glanz — was kündet er mir?" —

Am folgenden Morgen kam er wieder und malte. Erna hatte eine schlechte Nacht gehabt. Die schweren Gedanken hatten wieder den Schlaf fast gänzlich fern gehalten und sie war bleicher und matter noch als Tags vorher.

Marino war heut einsylbig und düster bei der Arbeit. Jeder Blick auf das kranke Mädchen schnitt ihm in die Seele. „Sie ist mir längst keine Fremde mehr, allein sie ahnt es nicht, daß mich ihr Kummer verzehrt, daß ich um jeden Preis seinen Quell ergründen und ihrer Seele Frieden zu geben trachten will.

Anfangs glaubte ich an unglückliche Liebe; seit ich sie gesehn, weiß ich, daß dieses Herz noch unberührt ist von Leidenschaft.

Die rührende, ach nur zu natürliche Liebe der Mutter, die herzliche Freundlichkeit des Stiefvaters, sie zeugen von innerer Harmonie und liebevoller Ver-

bundenheit — auch da ist kein Mißklang. Krankheit allein vermag diesen jugendlichen Geist unmöglich so zu bedrücken." —

Er erwachte aus seinem Träumen und ward sich bewußt, daß er seit einer halben Stunde kein Wort gesprochen und weil seine Hand so eifrig mit dem süßen Bilde beschäftigt war und seine Gedanken an dem Errathen ihres Lebensräthsels arbeiteten, er ihre Gegenwart fast ganz vergessen hatte.

Er wandte sich zu ihr und sah, wie ihre Blicke forschend auf ihn gerichtet waren.

„Ich sann über ein Problem," sagte er sein Schweigen erklärend, „ich war jedoch nicht zerstreut, mein Pinsel gehorchte streng bewußter Führung."

„Darf ich den Gegenstand Ihres Nachdenkens erfahren?" fragte Erna sanft. „Sie waren nicht heiter dabei."

Er antwortete nicht sogleich, dann sagte er: „Es würde eine Unbescheidenheit sein, Ihnen davon zu sprechen bei der Kürze unserer — Bekanntschaft und — nach Ihrem Vorbilde. Der Fremde muß nicht vergessen, daß er es ist."

Sie sah ihn still mit großen seelenvollen Augen an. „Warum sprechen Sie so," sagte sie nach einiger Zeit mit sanftem Vorwurf in der bebenden Stimme.

„Und sollte ich, der gereifte Mann, reden von innerem Weh, gegenüber so lautlos getragenem Leid," sprach er, sich ihr zuneigend leise.

Sie fuhr zusammen und wehrte mit der Hand. Sie stand auf und trat auf die Schwelle zum Neben-

zimmer um nach der Mutter zu sehn. Diese hatte sich entfernt. Befreiter athmete sie auf, aber ihr ganzer Körper bebte, langsam kehrte sie zu ihrem Sitze zurück und sank halb vergehend darauf nieder.

Marino war aufgesprungen und hatte nach einem Riechfläschchen gegriffen, das auf Silvia's Schreibtisch stand.

Sie schüttelte matt lächelnd den Kopf. „Es ist vorüber,“ sagte sie kaum vernehmlich, „diese Anwandlungen sind ein Symptom meiner Krankheit. Sie sind ohne Bedeutung.“

Fast strafend schaute er sie an, als sie also sprach und nahm still seine Arbeit wieder auf.

Wie schmerzhaft schlug des Mädchens krankes Herz und welche Anstrengung kostete es sie, sich aufrecht zu erhalten; aber sie mußte es, um den Eindruck abzuschwächen, welchen ihr verrätherisches Erschrecken und das Aufspringen und nach der Mutter Sehen ihm gemacht haben mußte.

Marino ließ ihr Zeit sich zu fassen und hielt die Blicke fest auf die Leinewand gebannt.

„Sie werden nun der Ausführung dieses Bildes nach dem so eben von mir bewiesenen tölpelhaften Ungeschick, nicht länger vertrauen,“ sagte er nach einiger Zeit bedrückt.

„Ach, das Bild,“ erwiederte sie schwermüthig. „Wollen Sie mein Wohlthäter sein, so malen sie es nicht getreu. Lassen Sie ihm einen Hauch von Jugend, von Freudigkeit. Sorgen Sie, daß es einem

heißgeliebten Mutterherzen liebevolle Beruhigung zulächle, nach — der großen Trennung."

„Nein, es kann nicht sein!" rief er aufspringend und zu ihr hintretend. „Giebt es Keinen in der Welt, dem dies Herz seine Bürde vertraut? Mir sagt's mein Herz, daß hier frohe Jugend, ein reiches, selten glücksbefähigtes Dasein an diesem Siegel auf den Lippen hinstirbt.

Ist es unmöglich kühn zu vertrauen, wo plötzlich ein rettender Arm sich aus den Wolken streckt? Es giebt kein Erdenweh, welchem wir nicht thatkräftig entgegenwirken könnten — der Dritte hat oft den klareren Blick, findet den richtigeren Weg. Aber freilich — ich bin nur ein fremder Maler! —"

„Ein tiefer, warmer Mensch; was sonst noch — weiß ich nicht," sprach Erna leise.

„Dank, für das Wort!" sagte er tief bewegt, „es läßt die Hoffnung zu, daß Sie dereinst den „Freund" erkennen und ihm vertrauen werden."

Er stand noch einen Augenblick mit seiner Erschütterung kämpfend an der Staffelei, dann sagteer plötzlich: „Auf Morgen denn — ich will morgen ganz ruhig sein. Können Sie mir den heutigen Tag vergeben? Es ist dem älteren, welterfahrenen Manne so schwer, so nicht zu glauben, daß er irgend einem Leiden in der Welt stumm und unthätig zusehn soll; und nun diesem!"

„Sie helfen mir," erwiederte sie innig, „und Sie haben mir geholfen, seit ich Sie einmal Nachts, im

Winter, mit zum Sternenhimmel emporgewendetem Haupte in einsamer Andacht gesehn.

Damals — wie weit liegt das zurück — da tanzte ich. Ich kam aus dem Ballsaal herüber in mein stilles Zimmer und that, wie ich es liebe, einen Blick hinaus in die Sternennacht. Da standen Sie einsam und schweigend vom Licht des Mondes umflossen. Ich ahnte die großen männlichen Gedanken hinter der freien Stirn und erschien mir klein und albern in meiner kindischen Lust. —

Wenn wir eine ernste, gediegene, schönheitsvolle Dichtung lesen, verstehen wir sie wohl auch trotz eigener Kleinheit und Armseligkeit, und erbauen uns an ihr; nur daß wir uns auf der Höhe nicht zu halten wissen und zurücksinken in das Geleis der Alltäglichkeit.

Ein Menschenangesicht im natürlichen, unbeherrschten Ausdruck edler Empfindung — der Maler wird den Eindruck zu schätzen wissen, welchen es in dem zufälligen Beschauer hervorruft.

Und ist nicht jeder tiefe Eindruck, welchen unser Geist empfängt, eine Stufe, die uns höher hebt?

Nun wissen Sie, daß Sie mir helfen," schloß sie mit lieblichem Lächeln, „auf Morgen denn."

„Auf Morgen," erwiederte er träumerisch, „erst auf Morgen? Warum Morgen?"

„Am Morgen haben Sie das beste Licht zur Ausübung Ihrer Kunst, wie sie sagten," sprach Sie sanft.

„Ja, ja, der Maler! ich bin Maler,“ sagte er seltsam befangen und ging.

Der Diener trug auch heut das Bild ihm nach.

„Eigentlich gehöre ich nicht unter die neugierigen Leute,“ sprach Theresa bei Tisch, „aber von den Lebensverhältnissen dieses Malers wüßte ich gern etwas Näheres. Erzählte er Dir nichts davon, Kind?

„Nein,“ entgegnete Erna, „ich habe noch nicht daran gedacht. Sein Wesen, die ganze Persönlichkeit hat etwas so Bedeutendes in Einfachheit und Würde, daß ich des Aeußeren dabei nicht gedenken konnte.“

„Ja, der Mann ist jedenfalls eine ungewöhnliche Erscheinung,“ bemerkte Hippolyt. „Er zeigte bei meinem Besuch ein vielseitiges Wissen, sein Benehmen, seine Einrichtung, aus welchen sich auf die Lebensgewohnheiten schließen läßt, bekundeten den Mann von Erziehung und feinsten geselligen Sitten.

Sein Umgang ist ein Gewinn für uns, am hiesigen Orte, wo wir sämmtlich etwas kleinbürgerlicher Art sind. Da ich am Morgen seine Gesellschaft nicht mitgenießen kann, so wollen wir ihn nächstens zu Tische laden. Ich möchte ihn näher kennen lernen.

Es ist merkwürdig. Er hat die Grille, von all seinen schönen und bedeutenden Arbeiten, deren ich eine Anzahl in dem großen künstlerisch ausgeschmückten Thurmgemache bewundern konnte, noch nichts in die Welt hinaus zu lassen; daher kommt es auch, daß sein Name unter der Künstlerwelt bis jetzt ungenannt ist. Man hat noch nicht das Geringste von ihm ver-

nommen, und doch halte ich seine Leistungen für echt künstlerische von hohem Range. Das alles deutet den Mann von Charakter und gediegener Anschauung an. Wer so ganz ohne Eitelkeit Bedeutendes leistet, des Triumphes des Weltbeifalls so ganz entbehren kann, der ist zweifelsohne kein gewöhnlicher Mensch."

Marino kam den freundlichen Annäherungen Hippolyt's mit Dank und Freude entgegen und brachte zuweilen auch die Abende in der Familie zu, die das für ihn so anziehende Kleinod barg; die Morgenstunden aber, beim Malen, in denen er Erna fast immer allein gegenüber saß, waren ihm am theuersten. Er empfand ein stolzes Glück, wenn er zu bemerken glaubte, daß die Wolke auf der zarten gesenkten Stirn sich lichtete in seiner Nähe, unter seinen Worten, daß ein kindlich liebliches Lächeln um die sonst so schmerzlich umzuckten Lippen spielte.

Nie hatte er wieder einen ähnlichen Versuch gewagt, ihr Vertrauen zu gewinnen, und manche kleine Züge ihres Wesens hatten ihm verrathen, daß er es bis an die geheimnißvolle Grenze besaß, die Keiner überschreiten durfte.

Vater und Mutter gaben sich einem herzlich vertraulichen Verkehr mit ihm hin und hatten in Erna's Abwesenheit unbefangen ihren Kummer um die Gemüthsstimmung ihres einst so sonnig, heiteren Kindes ihm ausgesprochen.

Hippolyt erging sich dabei in Schilderungen der Lieblichkeit ihrer kleinen Schelmereien, die niemals

ruhend, doch die zarteste Grenze der Schicklichkeit stets inne gehalten und ihr in seinem Munde den Spitznamen „Kobold" zugezogen, welcher ihm jetzt freilich ihr gegenüber nicht mehr über die Lippen gehe. „Eine ähnliche Veränderung in so kurzer Zeit ist mir noch nie und nirgend vorgekommen," schloß er. „Die Aerzte sind Pfuscher. Das Kind war ja stets gesund bisher.

Das Merkwürdigste dabei ist, daß sie auch zugleich die, ich möchte fast sagen, hingebende Fügsamkeit, nach gewissen Richtungen wenigstens, verloren hat," setzte er zu Theresa gewendet hinzu, die tiefgebeugt zuhörte, „es war ja, als lebe sie einzig für das Errathen der Wünsche Anderer, und nun — es grenzt fast an Eigensinn, mit welcher Abneigung sie unseren Wunsch, noch andere Aerzte zu befragen, von sich weist."

„Sie versichert volles Vertrauen zu unserem hiesigen Arzte zu haben; daraus erklärt sich wohl diese Abneigung," wandte Theresa ein.

„Das ist ganz gut, aber unsere Beruhigung wird dabei nicht berücksichtigt und das ist an diesem Kinde vollkommen befremdlich. Es ist nur zu erklärlich, daß wir ihr gegenüber uns bis jetzt der Schwäche schuldig machten, nicht durchzugreifen; es darf aber nun nicht länger so fort gehen."

Erna kam eben langsam und gesenkten Hauptes vom Hause her, den Gang zwischen den Blumenrabatten herauf, auf welchen die Astern schon in

bunter Fülle prangten. Sie streifte im Gehen leicht mit der Hand über die farbenfrischen Blumenköpfchen hin, es war wie ein zärtlicher Segen, den sie den ehemals so lieben Gespielen ertheilte, und nun erst, da sie herangekommen war, blickte sie auf und sah Marino am Eingange stehen, der bei ihrem Kommen seinen Platz verlassen hatte.

Ihre Züge erhellten sich, sie reichte ihm die feine heiße Hand, und sagte: „Schön, daß Sie kamen. Ich wollte Ihnen die vollendete Zeichnung zeigen. Ich glaube, sie ist trotz der schlechten Zeichnung doch im Ganzen ähnlich geworden.“

Sie schlug die Papierrolle auf, welche sie in der Hand hielt und sagte, sich umschauend, „wo ist Mama, Väterchen?“

Die war bei Erna's Herankommen eilig unter einem Vorwande in die Gärtnerwohnung getreten, nur um die gerötheten Augen, eine Folge ihres Gesprächs über Erna, vor dieser zu verbergen.

„Sie war eben hier und kehrt wohl bald wieder,“ sprach Hippolyt, und setzte etwas absichtlich hinzu, während er Erna's Hand ergriff, „Du liebes, gutes, böses Kind.“

Sie sah ihn erschrocken an.

„Nun, nun, nicht gleich ängstlich,“ beruhigte er sie, „es gilt ja nur einem kleinen Eigensinn, den Du uns zu Liebe endlich ablegen wirst. Ich sehe mir Deine bleichen Wangen, Deine Melancholie, Deinen ganzen Zustand nur wenige Tage noch an. Zeigt

sich binnen einer Woche nicht eine entschiedene Besserung, so frag' ich mein Töchterchen nicht weiter um Erlaubniß und lasse mir aus Berlin den ersten Arzt kommen oder führe Dich zu ihm, wenn Dir das lieber ist."

Erna war bleich und roth in jähem Wechsel geworden und hatte sich auf den Sessel niedergelassen, welchen Marino ihr gereicht.

„Ich muß mich nun also ergeben," sprach sie und setzte mit einem schwachen Versuch zu lächeln hinzu: „Aber ich möchte noch eine Capitulationsbedingung machen — bitte, bitte, laß mir nicht eine Woche nur Zeit, gieb mir deren vier," — er schüttelte den Kopf — „dann, bis — bis", — sie brachte es nur mit Anstrengung heraus — „bis Silvia da ist."

„Bewahre," erwiederte er. „Grade ehe sie zurückkehrt, sollst Du in Deiner Genesung schon vorgeschritten sein. Ich habe an ihr noch keine für die Krankenpflege sehr geeigneten Eigenschaften, keine Anlage zur „barmherzigen Schwester" wahrgenommen. — Himmel, was ist Dir? Wasser! Theresa! Theresa! Sie ist ohnmächtig! Da sehen Sie, ob ich Recht habe, nach ärztlicher Consultation zu verlangen." —

Marino hatte sie in seinen Armen aufgefangen, da sie im Sinken war und nun ruhte sie leblos mit geschlossenen Augen an seiner Brust.

Theresa eilte fliegend herbei, mit heißen Thränen tauchte sie ihr Battisttuch in das auf dem Tische

stehende Wasserglas und benetzte die Stirn der Bewußtlosen. Hippolyt lief den Arzt holen zu lassen.

Sanft trug Marino sie auf das Ruhebett.

„Was ist vorgefallen?" fragte Theresa flüsternd.

„Nichts, es sei denn," erwiederte er ebenso, und blickte sie fragend an, „daß der Name Silvia in einer gewissen Combination vom Vater genannt, die Veranlassung zu dem Unfall gegeben."

Ein unwillkührliches Kopfnicken Theresa's sagte dem gespannten Beobachter, daß er richtig geurtheilt habe.

Wer war diese Silvia? Ihr Name war heut zum ersten Male in der Familie genannt worden. Er hielt sich nicht, er mußte fragen: „Wer ist Silvia?"

„Sie wissen es nicht?" sagte Theresa ihre schmerzlichen Blicke für einen Moment von dem süßen Leidensangesicht der Ohnmächtigen zu ihm erhebend. „Es ist Erna's Schwester, die Tochter meines Mannes aus erster Ehe."

Da lag der Schlüssel, das war der Dämon, der dieses Engelsdasein vernichtete. Diese Ueberzeugung sprang plötzlich in Marino's Hirn auf, wie die geharnischte Minerva aus dem Haupte Jupiters. Auch sie war streitfertig geharnischt und bewehrt. Wenn sich ihm nur ein Gegenstand bot, so wollte er ihn wohl besiegen und ihm die Ruhe und den Frieden dieses sterbenden Kindes abtrotzen. Deutlich redete das bisherige Schweigen über ein so nahes Glied der Familie; zweifellos ward ihm klar, daß, wenn

hier ein Mißverhältniß obwaltete, nicht Erna die Schuld tragen könne, die „hingebend fügsame“, wie der Stiefvater, welcher der rechte Vater dieser Silvia war, sie eben noch genannt. — Wie die Gedanken so folgerichtig einer dem anderen entsprangen! In wenig Augenblicken stand ein ganzes Bild von der guten und bösen Stiefschwester, wie im Mährchen, vor seiner Seele.

Wenn es weiter nichts war! das wollte er in seiner Hand zerdrücken, wie ein unbequemes, schädliches Insekt.

Wie diese Silvia seinen Zorn erweckte! Wie er nach ihrem Anblick verlangte um ihr zuzuknirschen: bis hierher und nicht weiter!

Er schritt hinaus in den Garten um Mutter und Tochter allein zu lassen und doch in ihrer Nähe zu sein, im Fall sie der Hülfe bedurften.

Hippolyt kehrte zurück und Anna, von ihm gerufen, stürzte quer durch die Beete auf dem kürzesten Wege in die Laube zu ihrer geliebten Herrin.

Die Männer gingen schweigend neben einander durch die Gänge; Marino konnte sich nicht entschließen fort zu gehn.

Als sie nach einiger Zeit den Gang, in welchem die Laube am anderen Ende lag, berührten, sahen sie, daß sie leer war,

Nun schritten sie darauf zu und setzten sich.

Im Gespräch that Marino die Frage: „Wo be-

findet sich Ihr ältestes Fräulein Tochter zur Zeit? und bleibt sie noch lange aus?"

„Ja, das weiß selbst der Vater nicht," erwiederte Hippolyt, der etwas leicht über derartige Dinge zu sprechen vermochte, „das Kind ist ein wenig zu selbständig gerathen und das mag auch der Grund sein, warum ihre Briefe in der Regel nicht sehr mittheilsam sind.

Sie hat mit einer älteren Dame eine Reise durch Theile der Schweiz, Oberitalien und Tyrol gemacht, woselbst sie sich sogar den Winter aufhalten wollten, doch scheint sie jetzt ihr Reisemüthchen gekühlt zu haben, und die Lust zur Heimkehr scheint zu erwachen. Ihr letzter Brief ließ so etwas durchblicken."

„Es mag das Leiden der Schwester sein, welches sie zurückruft," sagte Marino, „sie mag sich egoistisch erscheinen in Lust und Freude zu schwelgen, während sie diese leidend weiß."

Hippolyt schwieg. Nach einiger Zeit sagte er: „Die Mädchen bilden äußerlich wie innerlich den interessantesten Contrast, wie Sie sehen werden. Ich pflegte scherzweise zu sagen, wenn sie ihren Vortheil verstünden, so zeigten sie sich stets zusammen. Sie müßten sich eigentlich auf einem Bilde malen lassen."

„Wie die beiden Leonoren," bemerkte Marino.

„Doch nicht," sprach Hippolyt sinnend. „Silvia müßte in stolzer, etwas düsterer Ruhe gezeichnet werden, lesend, oder mit ihrer Lieblingsarbeit, die den häßlichen Namen „Frivolitäten" trägt, in den Händen.

Das ist ein unverständliches Fingerspiel mit endlosen Fädenverschlingungen' und stetem Schlingenziehn — es hat für den Uneingeweihten etwas Räthselhaftes, wie das ganze Mädchen in seiner Erscheinung.

Und Erna müßte im Walde gehn, mit Blumen in den Händen und aufwärts sehn, nach den Vögeln im Laube und dem durchschimmernden Himmel, — ich sah das Kind seine ganze Kindheit und Jugend hindurch nur mit Blumen, sie pflegend, sie darbietend, das Haar damit geschmückt, von Sträußen in Vasen umgeben. Jeder brachte ihr Blumen. Es fand kein Knecht, keine Magd in Feld und Wald ein schönes Exemplar, ohne es ihr zu bringen, sie mähten keine Wiese, ohne erst der bunten Fülle eine wohlgeordnete Spende für Erna zu entnehmen. Dann glänzte ihr Gesicht und ihr Dank war so herzlich." —

„Das wird sich aber auf einem Bilde nicht vereinen," sagte Marino.

„Sie können Silvia auf einer Rasenbank sitzen lassen, unter einem Baume."

„Dann müßte sie jedenfalls lesen, das Buch für den Augenblick ruhen lassend und aufblickend. Das — Schlingenziehn ist für den Waldaufenthalt, den Anschluß an die unmittelbare Natur zu ungeeignet."

„Das ist wohl wahr — und doch, das Ruhen vom Lesen und sinnend Aufblicken ist zu träumerisch für Silvia. Es brächte etwas Falsches in das Bild."

„Ich muß die Dame gesehn haben um urtheilen zu können," brach Marino das Gespräch ab und

verabschiedete sich für heut, da auf die Wiederkehr der Damen doch nicht zu rechnen war und er nicht lästig fallen wollte.

„Nun wird Ihre Arbeit einige Tage ruhen müssen," sagte Hippolyt, „ich werde Sie benachrichtigen lassen, wenn Erna wieder wohl genug."

Marino schloß das kleine, im Gebüsch verborgene Pförtchen auf, welches den für ihn abgezweigten Theil des Gartens mit dem Hauptheil verband, und stieg in sein Thurmgemach hinauf. Hier stand zwischen gemäldegeschmückten Wänden Erna's unvollendetes Bild auf der Staffelei.

Tiefes Seelenverständniß und heiße Neigung hatten den Pinsel des Künstlers geführt, sie schien es selbst zu sein. „An meinem Herzen hat Dein süßes Haupt vergehend geruht," murmelte er in Gedanken verloren, „und dieses Herz hat sich Dir zur Heimath geweiht."

Nun stieg er hinab in das tieferliegende Wohngemach und trat hinter die rothen Scheiben, durch die er nach Erna's Fenstern hinüberspähte, die eben beide geöffnet wurden.

Sie ruhte wohl dort, der Fülle ihrer bangen Gedanken und Empfindungen preisgegeben! Und er hatte nicht das Recht ihr zur Seite zu sein, ihr, die sein ganzes Wesen erfüllte, die ihm das Kleinod der Schöpfung erschien, die Seele seines Daseins geworden, seit er allnächtlich ihre Klage in Tönen ver-

nommen und die süße rührende Gestalt im Garten und Fenster unbemerkt erblickt und beobachtet hatte.

Er ließ sich nieder und blickte unverwandt durch das rothe, ihn nach Außen verbergende Glas zu Erna's Fenster hin.

Einmal erschien die Mutter daran und sprach nach rückwärts gewendet.

So war ihr das Bewußtsein zurückgekehrt. Aber er mußte Gewißheit haben.

Er ging in den Garten hinab, schnitt die schönsten Blüthen von den Stöcken, ordnete sie malerisch und gab dem alten Diener an der Thür des Nebengebäudes den Auftrag, den Strauß hinüber zu tragen für das Fräulein und genau nach ihrem Befinden zu forschen. Dann setzte er sich auf die Bank im Gebüsch und wartete auf die Rückkehr des Dieners.

Mit der Genauigkeit, welche er im langjährigen Dienst seines Herrn nach dessen Wunsch sich zur Gewohnheit gemacht, berichtete er: „Ich machte meine Bestellung dem Mädchen des Fräuleins und übergab ihr den Strauß. Sie kam nach einigen Minuten aus dem Zimmer ihrer Herrschaft zurück und sagte: „Mein Fräulein dankt herzlich für die freundliche Nachfrage und die schönen Blumen und ihr sei schon wieder wohl. Sie hoffe, daß morgen das Malen fortgesetzt werden könne.“ Darauf kam die gnädige Frau hinzu und sah etwas ungläubig zu der Bestellung aus. Sie sagte, „ich will es Ihrem Herrn

morgen melden lassen, ob meine Tochter wohl genug ist, zu sitzen" und bestellte noch selbst einen freundlichen Gruß."

„Sie fühlt es, wie weh ihr Zustand mir thut und will mir's leichter machen," dachte Marino. „Wie jammervoll ist dieses Leiden doch! Jede Gemüthserschütterung treibt sie einen Schritt dem Grabe zu und kann ihr plötzlich den Tod geben. Wie soll ich's wagen sie weiter zu ergründen nach dem heutigen Vorgange?

Und dennoch muß bald geschehen, was geschehen soll, mit stummem Zusehn geht Alles verloren! —

Der Briefträger kam den Weg daher. Marino nahm ihm selbst die Briefe ab. Nachdem er ihre Handschrift geprüft, legte er sie neben sich auf die Bank und öffnete mit einem Seufzer den einen.

„Der Unselige", murmelte er und las:

„Nicht ganz so schlimm bin ich, als Du annimmst, Marino!

„Trotz allem Kummer, den ich über Dich gebracht, ist es mir nicht gleichgültig, ob Du mit falschen Befürchtungen um mein Thun und Treiben Dich quälst. Versprechungen will ich Dir nicht machen, doch will ich Dir wenigstens sagen und sobald mir Gelegenheit wird, Dir Nachricht zu geben, diese parat gehaltenen Zeilen abschicken: Ich habe mich eingeschifft und gehe nach Brasilien.

Sollte es wirklich keine Verhältnisse, keine Region der Erde geben, in welche ich mit meiner Art und

Weise hineinpasse? Steht es fest, daß sie ungehörig ist, weil Ihr sie nicht billigt? Ich habe einen Versuch gemacht mich einzufügen, ich wollte einmal glauben an ein Glück, das ich bisher geläugnet hatte, an die Tiefe, die Wahrheit menschlicher Empfindung. Ich wollte besser werden, wenn sie hielten was sie versprachen. Das Schicksal hat mich verhöhnt dafür! Und ich bin nicht der Mann, welcher in solchem Falle den Kopf hängt und bescheiden trägt was ihm auferlegt wird.

Ich warf meinen Packen von der Schulter — mag ihn aufnehmen wer Lust hat — Rache ist süß!

Ich gehe und sage Dir Lebewohl für immer. Das Land, das mich geboren, ist meine Heimath nicht länger. Am Maranon will ich mein Glück suchen und bei den rosenrothen Flamingos und Colibris des deutschen Sperlings gedenken und der dicken Wachtel.

Vergiß, daß Du einen Bruder hattest, welcher Deine Begriffe von Moral und Ehre nicht zu theilen vermochte, und habe Dank für das, was Du um mich gelitten.

Wir haben uns niemals verstanden. Du fordertest in Deiner Eigenschaft als älterer Bruder von mir, was ich nicht hatte und also nicht gewähren konnte; allein Du meintest es aufrichtig mit mir. Lebe wohl!

Reginald."

Eine schwere Thräne fiel aus dem brüderlichen Auge auf das Blatt. „So fahre wohl, armer Bethörter, für den ich mein Leben gelassen hätte, um

ihn zu retten! Die schönen Gaben, alle die glänzenden Eigenschaften — nur zum Verderben haben sie ihm gereicht. Mögen die Umstände Dir zu Hülfe kommen, die fremdartigen Verhältnisse thun, was ich nicht vermochte: Dich zu einem nützlichen Gliede der menschlichen Gesellschaft machen!" —

Neuntes Kapitel.

Erna's Voraussetzung, am anderen Morgen stark genug zu sein dem Maler zu sitzen, hatte sich nicht bewahrheitet. Theresa ließ ihm sagen, sie bedürfe noch der Ruhe und bat ihn, nicht zu kommen.

Die Vorhänge an den Fenstern ihres Zimmers blieben am Morgen lange zu; vielleicht hatte sie nach unruhiger Nacht einige Stunden Schlaf gefunden.

Marino malte an dem Bilde. Sie stand so klar vor seinem Geiste, daß er es eben so gut ohne ihre Gegenwart vollenden konnte, allein er wollte das Glück derselben nicht hingeben. Die Stunden mit ihr allein, sie waren ein kostbares Gut für ihn. Er wollte auch nicht nur dieses Glück genießen, er wollte ihr nahe sein um ihretwillen. Er glaubte sie sicherer geschützt in seiner Nähe, ihm fehlte die Ruhe, wenn er sie den unergründeten Einflüssen preisgegeben wähnte, welche eine so vernichtende Wirkung auf sie ausgeübt. Die Binde auf seinen Augen war ihm unerträglich.

Zwei Tage vergingen und er erblickte nichts von ihr. Sehnsucht und Sorge verzehrten ihn. Gegen Abend stieg er in den Garten hinunter und wandelte, seine Aufregung zu bezwingen, an der schattigen Wand des Gebüsches auf und nieder, welche seinen Garten wie eine dichte grüne Mauer umschloß und den Blicken von Außen wehrte.

Die hohe Hecke zog sich an einem Punkte, wo sie eine Ecke bildete, bis in die Nähe der Laube, in welcher die Familie Werder und ganz besonders die Kranke den größten Theil des Tages, wenn das Wetter es gestattete, zubrachte.

Bis jetzt hatte Marino den mit einer Bank versehenen Sitzplatz seines Gartens eben dieser Nähe wegen zartfühlend nur wenig und zwar nur in Momenten benutzt, wo er wußte, die benachbarte Laube war leer.

Nachts, wenn er ermüdet von Arbeit und Studium den heißen Kopf kühlen wollte, saß er oft hier stundenlang; am Tage aber hatte er einmal, hier sich niederlassend, die Stimmen aus der Laube so nah vernommen, daß er, um nicht die unfreiwillige Rolle des Horchers zu spielen, sich leise erhob und seinen Platz verließ.

Heut trieb ihn das Verlangen zu erkunden, ob Erna noch nicht wieder stark genug sei, den Aufenthalt im Freien zu nehmen. Er wollte nur davon sich überzeugen und dann geduldig harren, bis sie ihn rief.

Er drückte sich in das üppige Laub und spähte

hindurch. Die Laube war leer, aber es schimmerte etwas Weißes von fern den Gang herauf und langsame Tritte ließen sich vernehmen.

„So, Kind," sprach die Stimme Hippolyt's, „da sind wir ja zur Stelle. Nur Muth haben, es geht schon. Die frische Luft thut Dir immer gut. So, lege Dich bequem zurecht, hier ist Dein Buch. Ich kann nicht bleiben, wie Du weißt, doch Mama kommt in einer halben Stunde. Sie wird sich freuen, Dich wieder im Freien zu finden. Soll ich Dir Anna herunterschicken?"

„Ich danke, guter Papa, ich bin lieber allein," erwiederte Erna so leise, daß nur das geschärfte Ohr des Liebenden die Worte zu errathen vermochte. „Ich danke tausend mal für Deine Güte und Liebe. Die Luft ist wirklich so rein und mild, sie wird mich stärken. Geh ohne Sorgen, Väterchen, ich ruh' und lese jetzt."

„Adieu denn Kind, und grüße Mama, wenn sie kommt. Ich komme um zehn Uhr erst heim."

„Viel Vergnügen, guter Papa" und der Vater schritt nun rasch dem Ausgange des Gartens zu.

Nun war Erna allein, oder glaubte es wenigstens zu sein. Marino, der die Kranke ohne Aufsicht wußte, behielt seinen Platz geräuschlos inne, um über sie zu wachen, bis jemand käme.

Erna verhielt sich so still, daß nicht ein Laut, nicht das kleinste Geräusch zu dem Ohre des Verborgenen drang. Auch der Garten schien heut einsam zu sein.

Die Arbeiter selbst mochten in einem anderen Theile desselben beschäftigt sein, es war Alles leer und still.

Nur dort zur Rechten stieg aus den terrassenförmig zum Wallgraben hinab sich senkenden, laubenartig bedeckten Weingängen eine Frau empor, in der Tracht der Arbeiterinnen, wie sie täglich hier im Garten das Unkraut ausjätend, die Beete begießend, sichtbar waren.

Sie hatte ein großes buntes Tuch um den Kopf geschlungen und unter dem Kinne zusammengebunden, das sie vor der Sonne schützte und ihre Züge fast verbarg.

Sie blickte, eben angekommen, scheu umher und that dann einige Schritte näher der Laube zu, in deren Rücken sie sich noch befand.

Ihr Wesen hatte etwas Geheimnißvolles; Marino, der sie durch eine Blätterlücke der Hecke beobachten konnte, war geneigt, sie für eine Diebin zu halten, welche vielleicht sondiren wolle, ob in der Laube Etwas liegen geblieben. Erna's Gegenwart mußte sie vor dieser Sünde schützen.

Die Arbeiterin hatte nun ihre Stellung so verändert, daß ihr der Einblick in die Laube wurde, und nachdem sie sich überzeugt, wer sich darin befand, eilte sie rasch darauf zu und befand sich plötzlich der Kranken gegenüber.

Einen Augenblick noch lautlose Stille, dann ein unterdrückter Schrei, ein Regen — und endlich die wie in Entsetzen ausgestoßenen Worte: „Du! Du?

In dieser Verkleidung? O Silvia, sei barmherzig, laß allen Trug und Lüge sein — komm an mein Herz, wenn Du elend bist — aber Wahrheit, Wahrheit! Ich sterbe an der Lüge!"

„Ich habe Dich also richtig beurtheilt," sprach eine kalte harte Stimme. „Ich wußte es, daß ich Dich zuerst allein sehen und sprechen mußte, wenn Du nicht zur Verrätherin an mir werden solltest. Du hast richtig die Kraft nicht gehabt, Dein Opfer ganz zu bringen, sonst hättest Du Dich nicht von Angst und Reue so vernichten lassen. Du siehst aus wie ein Geist.

Du wirst Gelegenheit finden ein Beispiel an mir zu nehmen: Ich will Dir zeigen, wie man den Ruin seines Glückes, die Schmach des Betrogenseins, den Hohn des Schicksals schweigend trägt und vor der ganzen Welt verbirgt. Vor der ganzen Welt, hörst Du, Erna? der ganzen; auch vor den Eltern. Und sollst vergessen was geschah. Du darfst es nie gewußt haben."

Ein leises, bitteres Lachen erklang. „Ich nehme keine neue Sünde auf mein überlastetes Herz," sprach Erna mit Festigkeit. Du siehst wohl was die erste für Früchte trug. Hätte ich Dir zu widerstehen vermocht, so wäre ich Dir ein Schutz gewesen vor Dir selbst, so wärst Du jetzt nicht" —

„Still, die Wände haben Ohren," sagte Silvia gebieterisch und ihre Stimme sank zu leisem Geflüster

herab, so daß nur Erna vernehmen konnte, was sie sprach. „Ich muß eilen, ehe Jemand kommt. Heut Abend mit dem letzten Zuge komme ich scheinbar an. Fasse Dich und überlege, daß ich lieber einen Sprung von der Brücke in den Strom thue, wohlverstanden ohne das Siegel des Schwures von Deinen Lippen zu lösen, als daß ich vor der Welt vertrete, was geschehn. Willst Du mit diesem Mord Dein Gewissen belasten, so thue es."

Sie ging und Marino sah sie wieder den Weg nehmen, auf welchem sie gekommen, und in den Weingängen verschwinden, die einen Ausweg für die Arbeiter nach einem kleinen, zwischen Weidenpflanzungen angebrachten Damme hatten, welcher durch den hier schmalen Stadtgraben führte.

Aus der Laube klang tief schmerzliches Stöhnen. Marino hielt sich nicht länger, er schloß das Pförtchen auf und stand in wenig Augenblicken vor Erna, die das Angesicht mit dem Tuche verhüllt hatte und sein leises Kommen nicht gewahrte.

„Jetzt müssen Sie Vertrauen haben," sagte er mit zu Herzen gehender Sanftmuth in der Stimme, „Sie müssen, denn ich habe einen Theil Ihres Geheimnisses gehört."

Bei den ersten Lauten hatte sie das Tuch nur fester an die Augen gedrückt und sich gekrümmt, wie unter einem schweren Schlage; dann richtete sie das starre thränenlose Antlitz auf, sah ihn mit unsäglicher Trauer in den großen geisterhaft blickenden Augen

an und murmelte verzweifelnd: „Auch das noch! Auch das noch!"

„Endlich Rettung," flüsterte er den Stuhl an ihre Seite ziehend und ihre Hand fest in die seine fassend. Endlich kenne ich das schädliche Insekt, welches an der Wurzel dieses Lebens nagt."

„Erbarmen, nein, Sie haben nichts gehört," flehte sie angstvoll, „Sie dürfen nichts gehört haben. Sprechen Sie, bei Allem was Ihnen heilig ist, was haben Sie gehört?"

„Ich entnahm dem Gespräch, daß die anscheinende Arbeiterin Ihre Schwester Silvia war, und war Zeuge Ihres Erschreckens über das Erscheinen in der Verkleidung im elterlichen Hause, welches langabwesende Kinder mit zärtlicher Ungeduld den Ihrigen in die Arme fliegend, sonst zu betreten pflegen. Ich hörte, wie Sie sie anflehten um Wahrheit und hinzufügten: „ich sterbe an der Lüge."

Erna, können Sie mir nicht vertrauen? darf ich nicht handeln für Sie?"

„Nimmer, Nimmermehr!" rief sie leidenschaftlich aus. „Sie wissen nicht was auf dem Spiele steht. Es kann das Entsetzlichste geschehn. Lassen Sie mich meinem Verhängniß. — Sie begreifen — was die Eltern nicht wissen dürfen, — o erhören Sie mein Flehn und forschen Sie nicht!"

„So bin ich Ihnen nichts!" rief er schmerzvoll aus, und bedeckte seine Augen mit der Hand.

Sie sah ihn angstvoll innig an, und nahm seine

Hand. „Ich muß mich so begnügen in der Welt,“ sagte sie. „Von der Rose darf ich nur die Dornen fühlen, Vertrauen, Wahrheit, die Götter meines Daseins, mich trennen Mauern und Klüfte davon und an der ewigen Sehnsucht danach sterb' ich. Sie waren mir Thau und Licht, welches Kraut kann ohne sie gedeihn? -

Lassen Sie sich genügen mit diesem, mein Freund. Nie wird meine Lippe mehr verrathen und wenn Sie Mitleid haben mit mir, mit meiner Schuld“ —

„Schuld? Das Wort in diesem Munde? O, ich will es schwören, diese „Schuld“ war die großherzigste Opferthat,“ rief er gepreßt.

„Sie war ein furchtbarer Irrthum — aus Liebe,“ das ist das Einzige, was mir die Kraft gab es zu tragen, wie schlecht ich es auch trug — ich denke manchmal, wenn sich mein Geist verwirrte, es müßte Linderung sein, — allein mit schrecklicher Klarheit steht Alles vor ihm da. Und es ist ein grausiges Bild. —

O, wenn Silvia ahnte, daß Sie Manches erfahren, sie würde mir nicht glauben, daß ich sie nicht verrathen, es würde sie zum Aeußersten treiben. Welche neue Angst für mich! — Aber nein, nein! Sie wollen mir helfen, Sie werden meine Qual nicht erhöhen. Ich verspreche Ihnen, wenn ich je eines helfenden Freundes bedarf, so sollen Sie es mir sein, ich habe unbedingtes Vertrauen zu Ihnen, jetzt aber lassen Sie jedes Handeln, — ich muß allein sehen,

was zu machen ist, was ich selbst bei — ihr erringen kann. Vielleicht, — sie hat auch gelitten, sie sah abgezehrt und bleich aus — hoffen wir, daß das Rechte siegt.“ —

Sie fuhr fort aufgeregt zu sprechen, ihre Wangen glühten zwei dunkelrothen Rosen gleich, Marino erkannte, es mußte beruhigend auf sie eingewirkt werden, er hielt sanft ihre bebenden Finger in seiner Hand und sagte:

„Erlauben Sie mir wenigstens, daß ich mich Silvia nähere und eine allgemeine Einwirkung auf Wesen und Anschauungen zu üben suche?“

Sie sah ihn lange forschend an.

„Es ist ein gefährlicher Kreis, in den Sie treten wollen,“ sagte sie endlich, „und Sie werden ihn vielleicht nicht ungestraft verlassen. Ich vertraue, Sie werden niemals verrathen, was Ihnen zufällig kund geworden und wenn Sie Silvia eine Stütze sein können, gegen sich selber“ —

„Um Sie zu erlösen, will ich es versuchen,“ sprach er.

„So sei mir der stumme Gefährte meines Strebens willkommen,“ schloß Erna und nun saßen Beide schweigend.

Der gefährlichen Aufregung folgte die Abspannung, matt senkten die Lider sich über die dunklen Sterne, die das fröhliche Leuchten verlernt hatten, der Kopf sank zurück und die Hände schlaff herab. „Gehen Sie nicht fort,“ flüsterten die Lippen kaum hörbar,

„mein Herz schlägt so schmerzhaft, — so angstvoll — bleiben Sie, ich kann nicht allein jetzt sein — bis Mama kommt.“

„Was kann geschehen, gegen den Zustand?“ fragte er sorgenvoll über sie gebeugt.

„Nichts,“ hauchte sie, „aber Ihre Nähe thut mir wohl.“

„O, Dank für dieses Wort,“ sprach er leise im Tone tiefster Empfindung und mit sanftem Drucke der Hand, die noch die ihre hielt. Sie lag abgewendet in dem bequemen Stuhl, die goldene Lockenfülle, mit welcher ein leichtes Lüftchen koste, verbarg ihm zum Theil ihre Züge, er sah das angstvolle Athmen und vermochte nichts zu thun, wo er Alles hätte thun mögen um zu helfen.

„Jetzt kommt die Mutter,“ flüsterte er, „wir bringen Sie hinauf, Sie müssen sich niederlegen.“

Sie gab ein bejahendes Zeichen. Er ging der Mutter eutgegen und berichtete von Erna's Unwohlsein.

Sie war aufgehalten worden und schon in Unruhe herbeigeeilt; nun fand sie die traurige Bestätigung.

Erna fühlte ihre theure Hand auf dem Haupte und versuchte zu lächeln. „Ein Krampf,“ flüsterte sie beruhigend, „noch einige Minuten — dann — hinauf — zu Bett.“

Nach bangem Harren schlug sie die Augen auf. „Wie weh mir die Noth thut, die ich Euch mache,“

sagte sie traurig und erhob sich mit Marino's Hülfe. Geführt von ihm und der Mutter verließ sie langsam und in Pausen auf dem Stuhle ruhend, welchen Marino zu diesem Zweck aus der Laube mit sich trug, den Garten. Mit stummem Händedruck schied sie von Marino.

Als sie lag, kam es wie Erlösung über sie, daß sie krank sei und heut Abend Silvia nicht mit begrüßen mußte. Wie hätte sie die Rolle zu spielen vermocht, welche nothwendig war, die schreckliche Täuschung fortzusetzen, in welcher die Eltern erhalten werden sollten.

„Ich möchte schlafen," sagte sie zur Mutter, „bitte, daß heut mich nichts mehr störe. Die Klingel ruft Euch, wenn ich etwas bedürfen sollte." Sie küßte die mütterliche Hand, welche sanft über ihre Wange glitt, und schloß die Augen wie zum Schlaf. „Geh, gute Mutter, ich schlafe fester, wenn ich mich allein weiß," mahnte sie noch, als Theresa am Bett sich niedergelassen.

Sie mußte ihr willfahren und schlich zum Tode betrübt hinaus. Im Wohnzimmer traf sie noch auf Marino. Er hatte es nicht über sich vermocht zu gehen.

Kummervoll blickten sie sich an. „Sie guter theilnehmender Freund," sagte Theresa ihm die Hand reichend.

„O," erwiederte er gepreßt, „es ist um Steine zu erweichen und mein Herz, — es blutet bei dem An-

blick dieses Hinsiechens. Giebt es denn keine Hülfe? Was sagt der Arzt?"

„Was wir Alle fürchten, — es liege im Gemüth, und Hoffnung winke nur von dieser Seite noch."

Sie verhüllte laut schluchzend ihr Gesicht. Marino stand stumm und bleich ihr gegenüber.

„Es kommen morgen Aerzte aus der Residenz, sagte sie, sich mühsam fassend, — „endlich konnten wir zu unserer Beruhigung Erna's Erlaubniß dazu erringen, — doch meine Hoffnung auf günstigen Erfolg ist sehr gering. O dieses Kind! Dieses Kind — meine Lust, mein Glück, mein Stolz — und das, das muß ich erleben, das muß mir auferlegt werden!" Sie weinte unaufhaltsam, Marino's verständnißvolle Nähe störte sie nicht. Es kostete ihn, als es schon spät geworden, eine schmerzliche Ueberwindung zu gehen.

Silvia's Nähe machte ihn für die Geliebte besorgt. Er wollte wissen, ob man sie im Hause erwarte, deshalb fragte er so unbefangen als möglich: „Werden Sie nicht bald in der Pflege eine Gehülfin erhalten durch Ihre abwesende Tochter?"

„Vielleicht kommt sie bald," erwiederte Theresa zu Boden blickend, „doch meine ich, in diesem Falle ist größtmögliche Ruhe im Hause das Beste. Mein guter Mann geht mir zu Liebe jetzt allabendlich in den Klubb, welches er eigentlich niemals liebte. So aber bin ich freier für das Kind, das nur leider gar

zu wenig Ansprüche an mich erhebt. Dieses Alleinseinwollen von ihr ist meine Qual.“ —

Nun ging er. „Erst muß ich Silvia kennen — dann — es muß anders werden, um jeden Preis!“ sagte er sich. O Gott! Wenn es zu spät wäre und der Engel müßte verbluten an seiner heimlichen Wunde! Nur diese Silvia herbei und ich will es fassen, wo es auch verborgen liege!“ —

Am Abend, als eben Hippolyt aus dem Klubb kam, fuhr ein Wagen vor mit Gepäck. Ahnend trat Hippolyt an den Schlag, aus welchem auch wirklich Silvia ihm ein: „Guten Abend, Papa!“ entgegenrief.

„Guten Abend, guten Abend,“ sagte er freundlich, wenn auch ohne große Herzlichkeit. „Dacht’ ich’s doch, daß Du einmal unangemeldet plötzlich hereinschneien würdest. Nun warte Kind, ich schicke Dir Johann und melde Dich an.“

Damit eilte er in das Haus. Auf der Treppe kam ihm schon der Diener entgegen, und er begab sich sogleich zu Theresa um sie von Silvia’s Ankunft zu benachrichtigen. Sie eilte ihr entgegen und stand oben an der Treppe, während Silvia heraufgestiegen kam.

Stumm schloß sie sie in die Arme und küßte sie.

„Du bist doch nicht böse, Mama, daß ich so plötzlich und unangemeldet da bin,“ sprach Silvia beim Eintreten, „es machte sich so, mit der Reisegesellschaft.“

„Nein Kind, gut daß Du wieder da bist. Du bist doch wohl und es ist Dir immer gut gegangen?“

„O vortrefflich,“ lachte Silvia, aber es klang so merkwürdig, Theresa blickte ihr in's Gesicht, da sie eben in das erhellte Wohnzimmer traten, und sagte: „Du siehst aber angegriffen aus, wohl von der Reise. Komm, lege ab und erquicke Dich, ich will gleich für etwas sorgen.“

„Heut nicht mehr,“ lehnte Silvia ab, „ich bin wirklich sehr ermüdet von der mehrtägigen Reise bei großer Hitze — ich begrüße Euch nur und gehe zu Bett. Wo ist Erna?“

Der Mutter Thränen stürzten. „Erna ist sehr, sehr krank“, sagte sie verzweifelt, „ein Herzleiden — jede Aufregung verschlimmert ihren Zustand, nun scheinen die Zufälle auch ohne Veranlassung zu kommen, denn heut, während sie ganz allein in der Laube saß, kam ein sehr schlimmer Anfall, der die traurigsten Folgen gehabt. Sie liegt im Bett nnd bittet ganz ungestört zu bleiben.

Ich möchte nicht, daß sie Deine Ankunft heut noch bemerkte, es würde wieder ihren Schlaf rauben. Geh recht geräuschlos zu Bett, mein Kind, ich will Dir helfen.“ — .

Silvia blickte starr, und der alte bittere Zug, den Theresa so wohl kannte, lag noch verstärkt um die festgeschlossenen Lippen; Theresa fühlte einen Stich im Herzen.

Der Vater kam nun hinzu und Rosette, welche

ihre Herrin bewillkommnete und ihr die Umhüllungen abnahm.

Nach kurzem Gespräch bat Silvia, alles weitere Aussprechen auf Morgen zu verschieben, sie sei todtmüde. Die Begleitung der Mutter lehnte sie ab, versprach jedes Geräusch zu vermeiden und ging.

Nicht im Schlafzimmer, welches wie wir wissen dicht neben Erna's Zimmer lag, sondern in ihrem Wohnzimmer ließ Silvia sich von Rosette entkleiden und fragte dabei: „Was ist's mit meiner Schwester?"

„Ach, wer das wüßte," erwiederte die Gesprächige, „es wird schlimmer und schlimmer, kein Mittel hilft und sie sagen, es wird auch nicht besser werden. Die Veränderung, die mit ihr vorgegangen ist! So was hat man noch nicht gesehn! Keine Ruhe bei Tag nicht und nicht bei Nacht. Wenn's einem einmal Nachts zu heiß ist, bei der Sommerhitze die wir gehabt, und man wacht 'mal auf aus dem Schlafe, da hört man sie Nachts spielen, so traurig, man möchte weinen, wenn man's hört. Bei Tage spielt sie schon lange nicht mehr, aber Nachts, wenn Alles im Hause schläft. Sie hat drum das Instrument in ihr Zimmer genommen, weil alle Schlafzimmer im Hause auf der andern Seite liegen; nur ich und Anna haben unser Zimmer oben auf diesem Flügel. Aber Anna schläft schon lange nicht mehr mit mir oben, sie legt ihre Betten Nachts in der Küche vor des Fräuleins Thür und lauscht auf jeden Laut; das Fräulein darf es aber nicht wissen, denn sie würde

es verbieten, und Anna will sich's nicht verbieten lassen. Na, wenn Sie das Fräulein werden sehn! Wie von Luft sieht sie aus, jedes Aederchen schimmert bläulich durch die schneebleiche Haut. Das Herz thut einem weh, wenn man sie nur ansieht. Man möchte helfen und kann doch nicht. Sie sagen, sie habe etwas auf dem Gemüth, aber ich weiß wohl, daß das nicht wahr ist. Die ist viel zu seelensgut dazu, etwas auf dem Gewissen zu haben; das ist purer Unsinn."

„Nun, schwatzen kannst Du noch ganz so gut wie sonst," sagte Silvia, die Mittheilungen abschneidend, „für heut will ich zur Ruhe gehn. Gieb mir ein Glas Limonade und dann geh.

Ich denke morgen lange zu schlafen, um meine Ermüdung ganz zu besiegen."

Rosette brachte das Gewünschte, ordnete noch das Letzte und wünschte Gutenacht.

Silvia leerte mit durstigen Zügen das Glas und stieß es wie im Zorn so unsanft auf den Marmortisch, daß es in Scherben zerschellte. Bitter lachend sah sie sie auf den Teppich fallen, murmelte: „Glück und Glas" — — löschte die Kerzen und begab sich in ihr Schlafgemach.

Kaum hatte sie vorsichtig, um kein Geräusch zu machen, sich zu entkleiden begonnen, so hörte sie leise ihren Namen rufen. Sie antwortete nicht. Noch einmal der sanfte flehende Klang — doch dieses Herz ist von Stein und Eis, Silvia beendet rasch ihre

Entkleidung, löscht das Licht und drückt sich in die Kissen.

Da öffnet sich geräuschlos die Thür und Erna im Nachtgewande tritt herein, im blassen Lichte des Mondes geisterhaft anzuschaun.

„Silvia," sagte sie sanft, „ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß Alles, was wir gethan, Dir das gehoffte Glück nicht sichern konnte, daß Du unglücklich bist, ohne Dein ganzes Schicksal zu wissen. Sage mir, wie konnte es geschehn, daß Du einsam wiederkehrst, Du" —

„Nachdem ich gesehn, wie schlecht Du gemacht bist, ein Geheimniß zu tragen, ein Opfer zu bringen, so werde ich Deine Schwäche nicht mehr beschweren," erwiederte Silvia kalt. „Du wirst nicht ein Wort von mir erfahren. Ich sage Dir, vergiß was Du weißt und das Uebrige laß mich machen. Ich verlange nichts mehr von Dir."

„Und so verlangst Du das Schlimmste," klagte Erna. „Nach der verheißenen Erlösung von Lug und Trug schmachtete meine Seele die ganze Zeit, das war ihr letzter Hoffnungsanker und der soll auch nun reißen? Silvia, willst Du nicht Dich mit offenem Bekenntniß in die Arme der stets gütigen und liebevollen Eltern werfen und" —

„Ich habe Dir meinen Entschluß mitgetheilt und bitte Dich, mich jetzt ruhen zu lassen; ich bin todtmüde," sprach ungeduldig Silvia.

Sie wendete ihr Gesicht zur Wand und schloß die Augen.

Erna stand noch einige Minuten still, als könne sie so sich nicht trennen, als müsse sie nach Licht ringen aus dieser fürchterlichen Nacht — dann ging sie leise wie sie gekommen.

An ihrem Bett sank sie knieend zusammen und flüsterte inbrünstig: „Nun komm, milder Tod, und zögere nicht mehr!"

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Hundertstund & Pries in Leipzig.